

D Ü S S E L D O R F E R DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

6-7/87

Juni

*

Jetzt geht es vorwärts!
Wir sind schon in Los Angeles!
Und den Statisten stehen alle Türen offen.
Wenn wir uns jetzt zusammennehmen
und jeden Fehltritt vermeiden,
dann geht es unaufhaltsam weiter nach oben.
(Bertolt Brecht)

*

Redaktion:

Michael Ben, Thomas Neumann
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Arno Bammé (Sozialwissenschaftler), Günther Feuerstein (Bildungsökonom), Renate Genth (Sprachwissenschaftlerin), Eggert Holling (Soziologe und Informatiker), Peter Kempin (Ingenieur und Bildungsökonom) bildeten die ehemalige Projektgruppe »Technologie und Sozialisation« an der Technischen Universität Berlin (TU), zum Teil Mitarbeit in selbstverwalteten Betrieben und Selbsthilfeinitiativen (Berliner Mehrlinghof, Wassertorplatz).

Aus dem TU-Projekt ist das Technik- und Sozialwissenschaftliche Forschungsinstitut Berlin (TESOF) hervorgegangen.

Gegenwärtig stehen die Autoren teilweise in unterschiedlichen Arbeitszusammenhängen; zum Teil arbeiten sie wieder gemeinsam in mehreren internationalen Forschungsprojekten zusammen.

Martin Jürgens, Prof. Dr. phil., geb. 1944; Kunst- und Literatursoziologe an der Universität Münster; Robert Walser — Die Krise der Darstellbarkeit, 1973; Aufsätze.

Clemens Knobloch, Dr. phil., geb. 1951; Assistent an der Gesamthochschule Siegen; Sprach- und Kommunikationswissenschaft.

Hans Platschek, geb. 1923; Maler und Publizist, Hamburg; u.a.: Retrospektive in Nikolay, Kopenhagen, 1981; Über die Dummheit in der Malerei, Suhrkamp 1984; Engel bringt das Gewünschte, Suhrkamp, Juli 1987.

Kalle Scherfling, geb. 1945; Köln; Stücke, u.a.: Asphaltkinder, 1979; Nix los in Strinz, 1982; Frank Tragelein oder Die Hölle ist kalt, 1983.

Stephan Wackwitz, Dr. phil., geb. 1952; Deutschlehrer, Literaturwissenschaftler und Journalist; Frankfurt; Friedrich Hölderlin, Metzler-Verlag, Stuttgart 1985.

ISSN 0176-7232

DÜSSELDORFER DEBATTE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, Telefon 0211/3613360
Konto 5717004 Deutsche Bank (BLZ 30070010)

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/August)
Abo-Heftpreis 12,- DM (einzeln 15,- DM) + Versandkosten
Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright©: Verlag Michael G. von Bentivegni-W. / Gestaltung: Kurt Weidemann / Salz: DEBATTE / Korrektur: Christel Kauder / Druck: Plitt, Oberhausen / Anzeigenpreisliste 1/84 / Vertrieb: INTER-ABO Betreuungs-GmbH, Postfach 103245, 2000 Hamburg 1

Editorial	2
Hans Platschek	
Ein Aufstand der Fiktionen	3
Kalle Scherfling	
Das trojanische Kind	14
Stephan Wackwitz	
Das Hinterland der Vernunft Drei Kinderbücher von 1954	23
Hannah Arendt	
Organisierte Schuld	28
Martin Jürgens	
Anhaltende Zopfzeit Über meine Großmutter, einen Text Robert Walsers und Lenin	40
Arno Bammé, Renate Genth, Eggert Holling, Peter Kempin	
Technik und Technikkritik Wider den Frankfurter Reduktionismus	47
Clemens Knobloch	
Über die erweiterte Reproduktion der Individuen	65
Faktor Mensch — Zeitschriftenschau	76

18. Mai 1987

Lieber Ben,

dank für Deine nützlichen und unterhaltsamen Korrekturen. Ein sehr persönliches Geständnis: ich kann meinen Vornamen Karl Heinz nicht leiden. Vergiß ihn bitte. Druck doch ganz einfach: K. H. Scherfling. Du verstehst, so wie O. W. Fischer.

Ich hatte vor wenigen Tagen einen Kongreß in Recklinghausen über "Volkstheater". Eingeladen waren einige österreichische linke Theater. (Herzlichen Gruß an Dich von Gustav Ernst.) Der Ernst ist ja wirklich lustig. Aber die anderen. Ich hasse sie alle. Im Detail und im Ganzen. Vor allem den Autor Unger (Schmetterlinge). So orthodox, wie der ist, darf hierzulande nicht einmal Kardinal Höffner erscheinen. Als Unger zum sechsten Mal sagte, wir Künstler hätten uns auf die Seite der Ohnmächtigen gegen die Mächtigen zu stellen, habe ich ihm folgende Geschichte erzählt: Meine Tante Lina war verheiratet mit Onkel Ernst. Der wog drei Zentner und fuhr deshalb einen LKW. Das war sein Beruf. Weil er nun jeden Tag mindestens drei vollständige Mittagessen verschlang, war Tante Lina notorisch in Geldnot. Kam der Gasman Ende des Monats zum Kassieren, warf die Tante die Arme in die Luft, rief Oh und Ach und fiel *ohnmächtig* hin. Der Gasman war hilflos und verflüchtigte sich. — Ich hat den Autor Unger, doch einmal anhand der Geschichte zu bedenken, ob die Ohnmacht des Volkes nicht auch eine Überlebensstrategie sei und von uns linken Künstlern gefördert werden sollte.

Abends Empfang. Ich stand neben Ernst Breit. Und wir beide ganz nahe beim kalten Buffet. Ich hab in der DDR schon einmal neben Egon Krenz gestanden auch am kalten Buffet. Und ich dachte, das Leben könne doch sehr schön sein als Volkskünstler, und ich habe mir vorgenommen, dem Volk die Augen zu öffnen über seine Lage. Seine Lage ist die Neue Heimat und die muß raus aus den Schlagzeilen, wo sie nicht hingehört. (Ist mir auch egal usw. — Es war zum Kotzen.)

Hab ich bei G. Hauptmann gelesen, der den ollen Bebel besucht hat: Der Bebel hat dem Dichter gesagt — Robert Koch hatte gerade seine Entdeckungen publiziert — eines Tages (heißt Sozialismus) würden die Menschen nur noch an Altersschwäche sterben. Ich finde solche märchenhaften Prognosen der Altvorderen hinreißend. Man müßte mal solche Äußerungen sammeln und abdrucken. Öffentlich predigen sie Realismus, heimlich beschwippen sie sich an Träumereien.

Herzlichen Gruß, Kalle

Hans Platschek

Ein Aufstand der Fiktionen

Der Heroismus, der nach dieser Seite hin hervortreten kann, ist kein Heroismus, welcher aus sich selber Gesetze gibt, Einrichtungen festsetzt, Zustände schafft und umbildet, sondern ein Heroismus der Unterwerfung, der schon alles bestimmt und fertig über sich hat und dem daher nur die Aufgabe übrigbleibt, das Zeitliche danach zu regulieren, jenes Höhere, An-und-für-sich-Gültige auf die vorgefundene Welt anzuwenden und im Zeitlichen geltend zu machen. Indem nun aber dieser absolute Inhalt in den Punkt des *subjektiven Gemüts* zusammengedrängt erscheint und somit aller Prozeß in das menschliche Innere hineinverlegt wird, so ist dadurch der Kreis des Inhalts auch wieder unendlich *erweitert*. Er schließt sich zu schrankenloser Mannigfaltigkeit auf.

Hegel

1
Von Benjamin stammt der Satz: "Seit Bakunin hat es in Europa keinen hundertprozentigen Begriff von Freiheit mehr gegeben: die Surrealisten haben ihn." Der Satz wirft allerdings die immer wieder gestellte Frage auf, ob sich diese Freiheit vor lauter Freiheit nicht selbst entleibt. Genauer: entweder man versteht eine solche Freiheit als Metapher, besser noch als 'désir', als Begehren, oder aber man gerät ins Abschießen wie jener spanische Anarchist im Bürgerkrieg, der bei der Stadtverwaltung über ein Verkehrsschild mit dem Hinweis, nach links abzubiegen, Beschwerde führte: das sei ein Eingriff in seine Selbstfindung; womöglich hätte er gerade Lust, nach rechts abzubiegen. "Die einfachste surrealistische Handlung", schrieb Breton im Zweiten Manifest, "besteht darin, mit Revolvern in den Fäusten auf die Straße zu gehen und blindlings soviel wie möglich in die Menge zu schießen. Wer nicht wenigstens einmal im Leben Lust gehabt hat, auf diese Weise mit dem derzeit bestehenden elenden Prinzip der Erniedrigung und Verdummung aufzuräumen — der gehört eindeutig selbst in diese Menge und hat den Wanst ständig in Schußlinie." Derartige Allmachtsphantasien sollten, anders als im Fall geisteskranker Vietnamveteranen, die in amerikanischen Supermärkten ganze Käuferschlangen niedermähen, so wörtlich nicht genommen werden. In einer ziemlich konfuse Fußnote, die, wohl ihrer Konfusion we-

gen, von Aggressivität nur so strotzt, macht Breton deutlich, daß er ein Gedankenspiel handhabt mit dem "Schrei, der zu jeder Minute aus uns herausbrechen kann über das entsetzliche Mißverhältnis von Gewonnenem und Verlorenem, von Gewährtem und Erlittenem".

Wie aber geht das mit dem Praktizismus zusammen, den die Surrealisten eine Zeitlang im Politischen anstrebten? Natürlich ging es nicht zusammen: auch der Praktizismus blieb imaginativ. Das Problem jedoch, das den Surrealisten fortwährend zu schaffen und am Ende den Garaus machte, war nicht die Buchstäblichkeit, an der sich ein Gedankenspiel messen sollte. Vielmehr hatte sich die Buchstäblichkeit, deren realer Kern sich den Denotationen entzog, in Imaginäres verwandelt: das Vorstellungsvermögen blieb hinter den Tatsachen, den Ungeheuerlichkeiten wie Zyklon B, Flächenbombardement oder der Phantasie argentinischer Folterknechte zurück, und wer da einwendet, die Gegenüberstellung sei in ihrer Zeitverschiebung unfair, weil die Surrealisten den ersten Weltkrieg und, konkret, den Marokkokrieg vor Augen hatten, hält sich an eine Chronologie, wo es um eine Systematik geht: während die Surrealisten noch alles daran setzten, die Welt der Dinge in eine andere Dimension, ins Unerhörte oder Unheimliche zu verlegen, schob, umgekehrt, das Unerhörte in den Wirklichkeiten Dinge, Namen oder Alltagsmetaphern als das wahre Leben vor.

Ein weiteres Manifest, von sechsundzwanzig Künstlern und Literaten unterschrieben, sicher von Breton verfaßt, zeigt genau die Bruchstelle, an der das handgearbeitete Imaginäre der Surrealisten ebenso wie ihr Als-Ob-Praktizismus scheiterten. Das Manifest ist 1935, zwei Jahre nach Hitlers Machtergreifung, veröffentlicht worden. Es trägt den Titel »Als die Surrealisten noch recht hatten«: eine *Petito principii*, dem Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur in Paris entgegengehalten und gleichzeitig ein Dokument der Weltfremdheit, das dadurch nicht besser wird, daß es unter anderen, neben Breton, auch Max Ernst, Eluard, Benjamin Péret und Man Ray signiert haben. Der Text trägt das Datum "August 1935". Nun hatten am 2. Mai des gleichen Jahres Frankreich und die Sowjetunion einen Beistandspakt abgeschlossen, der sich, obwohl von Seiten Frankreichs ausgerechnet Pierre Laval der Verhandlungsführer war, gegen Hitlers Deutschland richtete. Obendrein gab Stalin am 15. Mai eine Erklärung ab, die sein Verständnis für die französische Verteidigungspolitik und den Heeresbestand zum Ausdruck brachte. Die Erklärung stiftete zumal bei den Surrealisten Verwirrung. Sie begriffen sich als Revolutionäre und hatten nach dem ersten Weltkrieg gelernt, diesen als imperialistischen Krieg zu verstehen: nur daß Hitler, das heißt der Unterschied zwischen 1919 und 1935, durch einen solchen Raster fallen mußte.

Das Kernstück des Manifests kreist um die von Dada und dem Surrealismus stets ins Feld geführte Absage an Nationalgefühle und den französischen Patriotismus, eine Absage also an Vorstellungen, die selber zur Vorstellung wurde, und sich, darüber hinaus, ins Groteske kehrte. Das Manifest plädierte "wider jede Einkreisungs- und Isolierungspolitik gegenüber Deutschland, für eine internationale Untersuchung der von Hitler gemachten konkreten Rüstungsbeschränkungen; für eine Revision mittels politischer Verhandlungen des Versailler Vertrags, des Haupthindernisses aller Friedensbestrebungen. Es erübrigt sich fast, darauf hinzuweisen, daß unser Standpunkt durch die Unterzeichnung des englisch-deutschen Abkommens über die Wiederaufrüstung der deutschen Flotte nur bestätigt worden ist — deshalb nämlich, weil dieses Abkommen lediglich als die Folge der wachsenden Verdrängungspolitik gegenüber Deutschland angesehen werden muß, wobei sich dort seit dem französisch-russischen Pakt eine noch gesteigerte Empfindlichkeit bemerkbar macht."

2

Bereits im Volksmund heißt 'surrealistisch' heute alles, was merkwürdig oder absurd aussieht, merkwürdig oder absurd klingt oder sich den Regeln des Alltags entzieht. In den vierziger, fünfziger Jahren machten nicht nur unter Kennern surrealistische Witze die Runde, surrealistisch deshalb, weil die Pointe ausblieb und eine ohnedies krause Logik ins Überspannte umschlug. Ein Mann sitzt im Zugabteil am Fenster; er klappt das Tischchen herunter, sucht sich aus dem Gepäck eine Orange, die er sorgfältig schält und ebenso sorgfältig auf dem Tischchen in Stücke schneidet. Er sucht sich aus dem Gepäck einen Apfel, schält auch ihn und schneidet ihn ebenfalls sorgfältig in Stücke. Er zieht eine Banane aus dem Gepäck, schält sie und schneidet sie sorgfältig in Scheiben. Dann öffnet er das Zugfenster und wirft die Obstschneitzel hinaus. Auf die Frage, was er da mache, gibt er zur Antwort: Obstsalat. Und warum er ihn aus dem Fenster werfe?: Ich hasse Obstsalat.

In der Politologie ist des öfteren von 'Vulgärmärxismus' oder 'Vulgärmaterialismus' die Rede. Analog dazu kann man von 'Vulgärsurrealismus' sprechen: wenn etwa Streit darüber aufkommt, ob am Himmel ein Ufo gesehen worden ist oder nicht; wenn der Volksmund schon früher die Frage stellte, wie der Kuhmist aufs Dach käme. Im Unterschied aber zur Politologie kann das Vulgäre im Vulgärsurrealismus Aufschlüsse über den eigentlichen Surrealismus liefern. Literatur- oder Kunsthistoriker neigen dazu, dieses Thema über Gebühr zu verwirren. Auch die Erklärungen und Manifeste der Surrealisten selbst wimmeln von Widersprüchen und dunklen Formulierungen. Breton, der unmittelbarste Gewährsmann also, läßt folgendes verlauten: "Surrealismus. Substantiv,

männlich. Reiner psychischer Automatismus, in den man sich versetzt, um mündlich, schriftlich oder auf irgendeine sonstige Weise das wirkliche Funktionieren des Denkens zum Ausdruck zu bringen. Man steht dabei unter dem Diktat des Denkstroms; sämtliche Kontrollen durch die Vernunft fallen ebenso weg wie alle ästhetischen und moralischen Bedenken. — Im Sinne eines philosophischen Wörterbuchs definiert, ist Surrealismus der Glaube, daß bestimmte, vor dem Surrealismus nie beachtete Assoziationsformen eine höhere Wirklichkeit hätten; daß der Traum allmächtig sei und das Denken frei ablaufe, ohne für ichhafte Zwecke eingespannt zu sein. Der Surrealismus trachtet danach, alle übrigen psychischen Mechanismen endgültig zunichte zu machen und an ihrer Statt die Hauptsache des Lebens zu lösen."

Die lexikalisch klingende Definition stammt aus dem ersten surrealistischen Manifest. Einen Sinn ergibt sie lediglich für Eingeweihte, für Connaisseurs. Aber schon den, der da wissen will, warum er über den Mann mit dem Obstsalat lacht, schrecken solche Sätze ab. Als trostlos gar erweist sich der Blick in den Brockhaus, der angeblich alles weiß: der Surrealismus sei eine künstlerische Richtung, die das "Überwirkliche" erstrebt. Nach der Lehre des Surrealismus, niedergelegt in Bretons Manifest, solle der dichterische Akt im passiven Niederschreiben beliebiger Zurufler aus vorrationalen Tiefenschichten bestehen, unter Verzicht auf Logik, Syntax und literarische Formung. Die künstlerische Gültigkeit werde bewertet nach der erreichten, oft bis zum Absurden vorangetriebenen Aufhebung der Grenzen zwischen Ding- und Traumwelt. Einmal davon abgesehen, daß der Brockhaus Wörter häuft, die statt Einsichten Abschreckungen zutage fördern: die sachliche Aussage, die Information ist falsch. Wer den Surrealismus als künstlerische, mehr noch, als bloße literarische Richtung hinstellt, macht sich der Unterlassungssünde schuldig. Es gab einen Surrealismus in der Malerei, im Film, in der Politik und in Übergriffen aufs tägliche Leben. Außerdem hatte der Surrealismus, mehr als es die Brockhausche Kurzfassung will, mit der Realität zu tun.

Ein Beispiel: "Ich bin dem Mann der Straßenbahnen begegnet: er trägt ein Kofferchen in der Hand. Auf einmal ist da jemand auf der Plattform, dessen Gesicht dunkel wird, dessen Lippen sich zusammenpressen. Die holprige Fahrt bewegt das Kofferchen hin und her. Der Mann der Straßenbahnen mit seinen gleichgültigen Augen und seiner undurchdringlichen Häßlichkeit steigt plötzlich an einer Nothaltestelle aus. Er nimmt eine andere Straßenbahn. So durchquert er den ganzen Tag die Hauptstadt. Eine merkwürdige Existenz." Die Beschreibung stammt von Louis Aragon: Sein Mann der Straßenbahnen aber ist ein etwas nur höhergestellter Bruder des Mannes, der das Obstsalatprojekt aus dem Fenster

wirft. Beide Männer verhalten sich anfangs normal, ihren Handlungen ist die Logik nicht abzusprechen. Plötzlich aber kippt die Logik um. Und hier nun geschieht etwas Entscheidendes. Aragons Mann der Straßenbahnen oder der Mann aus dem Witz mit seinem Obstsalat stellen sich mit dem, was sie tun, nicht allein gegen die Logik: sie stellen sich gegen die Erwartung, die sie kurz vorher dadurch erweckt hatten, daß dieser mit einem Kofferchen die Bahn besteigt oder daß jener zu seinem Mitreisenden sagt: Obstsalat. Was förmlich, wie in einem Alptraum, hinwegstrudelt, ist die Normalität: Eines jedoch unterscheidet den Mann mit dem Obstsalat vom Mann der Straßenbahnen, den vulgären also vom Hochsurrealismus.

3

Um bei den Beispielen zu bleiben, auch auf die Gefahr hin, sie zu strapazieren: hat die Pointe einmal ihre Wirkung getan, könnte man das Verhalten des Mannes mit dem Obstsalat, sei es pittoresk, sei es aber auch alltäglich, erklären. Es ließe sich sogar, mit einiger Geduld, ein ganzer Plot ausdenken, der Fleiß und Verweigerung, das Schnitzeln des Obstes und den Wurf aus dem Zugfenster, in eine Reihung bringt, wie sie einem realistischen Roman aus dem 19. Jahrhundert zur Ehre gereicht hätte. Denn der Witz ist in sich so gebaut, daß selbst die inkongruenten Teile in eine Richtung weisen, die von der Pointe eingelöst, ja kurzgeschlossen wird. Damit bringt sich ein solcher surrealistischer Witz um den Surrealismus, besser: der Surrealismus bleibt an der Oberfläche, stets bereit, von dort aus in eine Normalität zurückzukehren, die eine Pointe oder ein Gag außer Kraft gesetzt zu haben schien. Auf dieses Prinzip beruft sich, gleichgültig wie immer die Erklärungen auch lauten mögen, das Gesamtwerk von Salvador Dalí.

Aragons Straßenbahn-Mann desavouiert hingegen Kurzschlüsse solcher Art; er konstituiert sich nicht auf eine Pointe hin; vielmehr sind es paradoxerweise präzise Details, die seine Irrealität, wenn man will: seine Überrealität zustande bringen. Das Kofferchen spielt die Rolle eines Blickfangs, seine Bewegung steht für die holprige Fahrt: wo aber fügt sich die undurchdringliche Häßlichkeit des Mannes ein? Sinn hat sie nicht, folgt man der vermeintlichen, auf keine Pointe zusteuenden Handlung dessen, der ineinemfort die Straßenbahn wechselt und so den ganzen Tag durch die Hauptstadt fährt. Auf diese Weise zeigt es sich, daß der Blickfang falsch und die Handlung keine ist; daß, kurz, die Geschichte in ihren Teilen und im Ganzen der eigenen Auflösung zustrebt. Zwei Folgerungen stellen sich von allein ein. Erstens ist Aragons Geschichte keine Geschichte, sondern ein in Wörter gekleidetes Bild. Zweitens paßt der Begriff Gedankenspiel nicht mehr für eine sich der Denotation nicht nur sperrende, sondern die Denotation überhaupt ignorierende

Story, auch wenn in ihren Teilen ein Köfferchen oder eine Nothaltestelle denotiert wird. Statt Gedankenspiel oder Imaginäres sagt man besser und radikaler: Fiktion.

Schließlich setzt Bretons sibyllinischer Text, der lexikalisch den Surrealismus definieren soll, den Obstsalat-Mann endgültig ins Unrecht. Vom Denkstrom ist die Rede und von einer Kontrolle durch die Vernunft, die wegfällt; die psychischen Mechanismen sollen zunichte gemacht werden und an ihrer Statt, nichts weniger nimmt sich der Surrealismus vor, die Lösungen der Hauptprobleme des Lebens stehen. Aragons Text zeigt dergleichen nur andeutungsweise. Wer Bretons Postulat nicht kennt, wird mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit in Aragons Prosa diesen Wunsch nicht zur Kenntnis nehmen. Die Malerei hat es da leichter. Miròs Bild »Der Kuss« von 1924 stellt mit einer dünnen, teilweise sogar nur punktierten Linie ein Oval dar, in dem, abermals dünn umrissen, eine acht-artige Figur liegt; sechs schwarze und sechs weiße haarige Linien ergeben das Zeichen für eine Erotik, die ein Ölgemälde auf Leinwand fraglos nicht abgelden kann. Nur haben die Surrealisten nachdrücklich darauf bestanden, daß so etwas Erotik ist und nicht Ölfarbe auf Leinwand: die Fiktion sollte ins Handgreifliche überwechseln.

Heroisch fast hat Breton an einer Stelle des ersten surrealistischen Manifests auf der Priorität der Fiktionen bestanden, nicht ohne die Vergeblichkeit einer solchen Forderung in Rechnung zu stellen: "So kam mir einmal abends vor dem Einschlafen eine ziemlich bizarre Wortfolge zum Bewußtsein, und zwar ganz lautlos, doch derart klar und fest gefügt, daß ich die Stellung keines einzigen Wortes darin hätte ändern können. Der Satz, der sich mir da aufdrängte, hatte überhaupt keinen Bezug zu Geschehnissen, in die ich meines Wissens damals im Wachzustand verstrickt war. Er drängte mich so unabweislich, daß es geradezu war, als klopfe er ans Fenster. Ich nahm ihn rasch zur Kenntnis und schickte mich schon an, weiterzuphantasieren, das heißt, mich nicht mehr um ihn zu kümmern, da ging mir erst seine geradezu leibhaftige Lebendigkeit auf. Leider vermochte ich seinen Inhalt nicht bis heute zu behalten. Doch ungefähr lautete er so: 'Da ist ein Mensch, den das Fenster entzweigeschnitten hat.' Damals jedoch stand die Eindeutigkeit des Inhalts außer Zweifel, zumal er von der schwachen bildlichen Vorstellung begleitet war, daß ein Mensch daherschritt und in der Mitte seines Leibes durchschnitten war von einem Fenster, das rechtwinklig die Längsachse seiner Gestalt querte. Fraglos handelte es sich dabei ganz einfach um die Senkrechtstellung eines Menschen, der sich in Wirklichkeit waagrecht zu einem Fenster herausbeugt. Da in meiner Vorstellung das Fenster die räumliche Achsenverdrehung des Menschen mitgemacht hatte und ihn immer noch rechtwinklig durchschnitten, fand ich, daß ich es hier doch

wohl mit einer bildlichen Vorstellung ziemlich seltener Art zu tun hätte, und ich bekam Lust, sie mir fest einzuprägen und sie als Bewußtsein in mein dichterisches Schaffen aufzunehmen. Kaum hatte ich sie durch eine derartige Ehrung ausgezeichnet, als sie sich auch schon verflüchtigte und einer fast endlosen, ununterbrochenen Folge von ähnlichen Sätzen das Feld räumte, die mich zumindest ebenso befremdeten, weil sie mir im höchsten Maß ungereimt und sinnlos vorkamen."

4

Das erste surrealistische Manifest stammt von 1924, das zweite von 1930. Schon im ersten fällt der Satz, man müsse die Poesie "praktizieren"; das zweite kann als allerdings zelotischer Rechenschaftsbericht über die Versuche der Poesie gelten, Bewährungsproben in der Praxis abzulegen. Daß es dabei um eine politische Praxis geht, versteht sich von selbst. Damit aber setzt sich der Surrealismus, genauer: die Gruppe um Breton, Krisen aus, deren Nenner abermals im geplanten Zugriff der Fiktionen auf Realitäten zu finden ist. Natürlich stellt Breton es so nicht dar. Pierre Naville fragte 1929, ob nicht die von den Surrealisten gewünschte Revolution ein geistiges A priori, in keiner Weise eine Revolution der tatsächlichen Welt sei. Außerdem warf er Breton förmlich an den Kopf, daß der Lohn eine materielle Notwendigkeit sei, von der dreiviertel der Weltbevölkerung abhängt, eine Notwendigkeit auch, die mit philosophischen oder moralischen Konzepten nichts zu schaffen habe, sobald es um die Ausbeutung ginge. Auf die Vorhaltungen antwortete Breton erst einmal poetisch: "Ich meine, daß die revolutionäre Flamme überall brennt und nicht der Besitz einer kleinen Minderheit ist in dieser Periode des Abwartens". Dann aber wird er deutlicher: "Wir meinten, daß wir nichts hinzugewinnen konnten, wenn wir uns direkt aufs politische Terrain begeben hätten; vielmehr wollten wir, von dort her, wo wir standen, im Bereich menschlicher Aktivitäten, einen Appell an die Prinzipien schaffen und der Sache der Revolution auf die bestmögliche Weise dienen."

Ob die Surrealisten wirklich so naiv waren, fragt sich Nadeau, ihr Chronist. Andererseits hat die Bretonsche Antwort zumindest hier den Vorteil, von der Fiktion, dem Recht auf Poesie also, nicht abzurücken. Aber bereits in dem an Naville gerichteten, »Notwehr« überschriebenen Text kommt ein Verwirrspiel auf. Es setzt sich im Verlauf der surrealistischen Aktivitäten nicht nur fort, es spitzt sich auf schon dramatische Weise zu. Der Feldzug gegen die aufständischen Rif-Kabylen hatte die Gruppe um Breton zu dem Entschluß gebracht, sich der Politik zu verschreiben. Es entstanden Verbindungen zu linken und marxistischen Gruppen wie der Gruppe »Clarté«. Breton erklärt sich unverhohlen für den dialektischen Materialismus und tritt 1927 in die KPF ein. Er wird

einer Zelle der Gaswerkarbeiter zugeteilt, mit der Aufgabe, anhand von Statistiken einen Bericht über die Energiegewinnung in Italien abzufassen. Das Gastspiel dauerte bis 1933: zu seinem Ausschluß dürften auch Bretons Sympathien für die verschiedenen Linksoptionen beigetragen haben. In der Sowjetunion endete in jenen Jahren zunächst die politische Arbeit von Trotzki und Sinowjew; die Komintern legte, nach den gescheiterten Aufständen in Deutschland, die Weltrevolution zu den Akten und hielt sich an die historisch einleuchtendere These vom Sozialismus in *einem* Land. Nicht daß Breton solche Veränderungen ignorierte zählt; was zählt ist das Unterfangen, wie's eine spanische Redewendung formuliert, gleichzeitig Gott und dem Teufel eine Kerze anzuzünden.

Mit einem Wort: er schwankte zwischen Fiktion und Praxis, zwischen einem politischen und einem poetischen Surrealismus hin und her. In der Antwort an Naville heißt es noch: "Im Bereich der Tatsachen gibt es, was uns angeht, kein Mißverständnis: jeder von uns will, daß die Macht aus den Händen der Bourgeoisie in die des Proletariats übergeht. Inzwischen aber ist es, unserer Ansicht nach, nicht weniger geboten, die Erfahrungen des inneren Lebens fortzusetzen und das, wohlverstanden, ohne jede Fiskalisierung von außen, auch keine marxistische". Überspitzt noch drückt sich das Dilemma in einem Satz aus, der Praxis und Fiktion ahnungslos geradezu gleichsetzt: "Die Welt verändern, sagt Marx, die Poesie verändern, sagt Rimbaud; für uns ist das ein und dieselbe Sache." Die Kehre muß sich zwangsläufig einstellen: Fiktionen werden nicht mehr in Handgreiflichkeiten umgemünzt, sondern Handgreiflichkeiten in Fiktionen. Eine solche Fiktion ist das isolierte und eingekesselte Hitlerdeutschland.

5

Der Maus empfiehlt es sich, gerade hier einen Faden abzubeißen. Der hundertprozentige Begriff von Freiheit bleibt am besten Begriff. Engt man den Surrealismus ein und verzichtet darauf, ihm seine Exkursionen in Praxis und Politik anzulasten, so stößt man auf ein heute nicht mehr hinwegzudenkendes Material aus Wörtern, Farben, Formen und, nimmt man die Filme von Buñuel und Dalí hinzu, »Le chien andalou« oder »L'Age d'or«, aus Bildsequenzen. Worum ging es, fragte Breton 1953 in einem Rückblick: um nichts Geringeres, so Breton, als das Geheimnis einer Sprache wiederzufinden, deren Elemente nicht mehr wie Treibgut an der Oberfläche eines toten Meeres schwämmen; um, wie es später heißt, den Aufstand gegen die Tyrannei einer gänzlich entwerteten Diktion. Dabei spielt der Alltagsjargon ebenso eine Rolle wie eine Literatur der Nachahmung des Lebens: in Klammern macht Breton deutlich, daß er die "lange Kette der Naturalisten und Expressionisten" meint, deren *romanhafte* Illusion in der Kunst steckenblieb. Die Hervorhebung ist

von Breton. Von Belang allerdings ist, daß er sein altes *puid pro puo*, die bald gewollte, bald ihm unterlaufende Unschärfe zwischen Faktum und Fiktion, bescheidener ins Bild bringt.

Denn der Fiktion schreibt er eine Derbheit zu, die keiner Rechtfertigung durch ein wie auch immer geartetes Leben bedarf. Das aber hat mit Kunst nichts zu tun: Kunst, wohl im Sinn von Artifiz verstanden, bringt Naturalismen und Expressionismen hervor, Äußerungen also, die irgendwelche seelischen oder realen Vorwände in eine Sprache überführen, deren Sinn von den Vorwänden, nicht vom Wortmaterial herrührt. Dürr gesagt: die Vorwände schaffen Sprache. Hingegen läuft der Prozeß sei es surrealistischer Autoren, sei es surrealistischer Maler in die entgegengesetzte Richtung: die Sprache schafft Vorwände. Das nun mag eine Binsenweisheit sein, über die man unter Profis heute nur gelangweilt spricht, käme nicht etwas anderes hinzu. Die Sprache nämlich, man kann auch sagen: das Material geht in Fiktionen über, an deren Rand jäh herausgeforderte Realitäten in Erscheinung treten. Träten sie im Zentrum des Kunstgebildes auf, so hätten sie Kunst zur Folge, im besten Fall sogar Fiktionen, die aber, um der Kunst willen, stillgelegt und zu keinem Aufstand fähig wären. im »Chien andalou« schneidet das Messer ein Auge entzwei oder Mönche ziehen ein mit Eseln besacktes Klavier hinter sich her; in »L'Age d'or« behelligt ein fettleibiges, kicherndes Kind einen Mann, der seine Flinte ausprobieren will so lange, bis sich der Mann ein Herz faßt und das Kind erschießt. Weder ist die Sequenz gebaut, das heißt: vorhersehbar, noch ist der Schuß auf das Kind eine Pointe: wahrscheinlich ist das Amoralische ein Traumbild ohne Gewähr, dessen Realität sich um so zwingender geltend macht, als das fettleibige, kichernde Balg vorab schon Zweifel am Humanismus aufkommen läßt.

Als ein Traumbild galt vor allem auch Paris. Von 1924 bis 1930, in den Jahren zwischen dem ersten und dem zweiten Manifest, war die Stadt zwar keine Jahrhundertmetropole mehr, ihre Attraktion für die Künste jedoch hatte sie nicht eingebüßt. Die Surrealisten, die Paris ihrem Doppelspiel unterzogen, brachten eine Bildersprache zustande, darin, abermals, die Fiktion das Reale absorbierte, um es stehenden Fußes, besser als es je war, zu ersetzen. In seinem 1928 veröffentlichten Prosastück »Nadja«, eine absurde Liebesgeschichte um eine halluzinierende Frau, zeichnet Breton Paris nicht nur als Geisterstadt: er belegt es auf die damals sonderbare Weise, indem er das Buch mit Fotos unterbricht und unter jedes Foto eine Wortfolge aus dem Text setzt. In diesem Zusammenhang aber sehen die alltäglichen Dinge und Plätze zwar so aus, wie sie ausgesehen haben mögen: etwas aber stimmt nicht mehr. Wenn schon der normale Schein trügt, so weicht er hier einem nicht normalen

Schein, der sich gleich als Schein ausgibt. Phillip Soupault, ein Autor, der mit Breton sehr früh schon Texte aus dem Handgelenk schrieb, schildert eine reale Straße so, als habe er sie sich ausgedacht: "Abends um halb elf ist die Rue de Médicis, die wir munter betraten, trist. Es ist die Straße des ewigen Regens. Man behauptet, daß einer ihrer Bürgersteige der Treffpunkt für unverheiratete Masochisten ist. Ein stiller und bescheidener Club. Die Regenschirme bekommen das Aussehen von Herden. 'Wie Sie wissen', sagte sie zu mir, 'ist diese Gegend die des Café Crèmes'."

Schwungvoller noch, mit abgebrochenen Sätzen, die an die Bilderflucht in Träumen heranreichen sollen, beschreibt Aragon eine andere Straße: "Aus reinem Zufall war ich, durch die Rue de l'Hôtel de Ville schlenndernd — der Spiegel und die Esplanade —, von einem Naturphänomen aufgehalten worden, das seltsam genug war, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, trotz der Albernheit dieser Blume, die dem Klischee der Volksphantasie zufolge zwischen den Pflastersteinen wächst. Sagte ich Veilchen? Als aus einem Haus diese große Rothaarige herauskam und im selben Augenblick ein nackter Jüngling und als ich ihm zurufen wollte: wo gibt's denn sowas!, da öffnete er für mich ein buntscheckiges Flügelpaar und verschwand zwischen den Dächern. Das Mädchen aß eine Knoblauchzehe, und ich, mein Veilchen zwischen Daumen und Zeigefinger... Dann folgte ich ihr, nicht weil ich sie besonders begehrenswert fand, außerdem schielte sie, ich folgte ihr mehr wegen dieses wunderlichen Herren, der nur seine Federn als Bekleidung hatte, und auch wegen des Veilchens, obgleich, kurz, ich folgte ihr bis zu den Hallen, und jetzt merke ich, daß ich das Wesentliche und Komische der Geschichte vergessen habe. Jetzt fällt's mir wieder ein: es herrschte graue Nacht, und da es bereits zwei Uhr war, gab es schon dieses ganze Hin und Her im Stadtviertel."

Die Beispiele sind mit Fleiß aus dem weniger pathetischen, dem Material also ausgewählt, das nicht nach den Sternen greift. In der surrealistischen Bildwelt kommt Paris eine bescheidene Rolle zu. Es ist die gestörte Nadja und der "Schnittpunkt der Zufälle", nicht die Lokalität, die Bretons Buch bestimmen. Andererseits zeigt sich gerade hier, in welchem Maß der auf Fiktionen gerichtete Blick auch Aragons "grauer Nacht" die Absurditäten abgewann, um deretwillen das Viertel, und sei es selbst der Sitz der Gasarbeiterzelle gewesen, im Gedächtnis bleibt. Man kann noch weiter gehen. Ein jeder, selbst der Unschuldigste, weiß, daß heute ganze Industrien damit beschäftigt sind, Realitäten mit Fiktionen zu verstellen. Indem die Surrealisten ihre Fiktionen in einen Aufstand verwickelten, haben sie zweierlei zustande gebracht. Erstens, auch das weiß unterdessen der Unschuldigste, spielt sich das wahre Leben, sei's

in der Tagesschau, sei's im illustrierten Blatt, als Fiktion ab; zweitens hat gerade die Pose, das Talmihafte, dem Surrealismus einen merkwürdigen Glanz verliehen, den Georges Bataille, bald ein Freund, bald ein Feind Bretons, als Komödie, Affektiertheit, "die Reden jenseits der Gefühle und die Gefühle, die halb unechten (literarischen) Gefühle" bezeichnete. Bataille: "Ich habe eine Zeit der Erregung und des Prophetismus gekannt; viele Funken tauchten auf, die zu blenden versuchten. Von den in Aufruhr versetzten Gemütern waren die einen trunken, andere bisseß, von Katastrophen träumend, die Zähne zusammen, und andere... berauschten sich am Reden."

Für einen Einbalsamierer gibt es keine guten Menschen und keine schlechten. Es gibt nur tote Menschen und lebendige.

Henry Louis Mencken

Das trojanische Kind

Dein Kind fesselt Dich ans Haus, hindert dich an der Ausübung Deines Berufs und hält Zeit und Raum besetzt, wann und wo Du zu Dir und anderen kommen könntest. Selbst in der Nacht, wenn es schlafen sollte, tut es das nicht.

1
Vor einiger Zeit empörte sich ein Politiker in einer Wochenzeitschrift, Demonstranten würden bei Auseinandersetzungen mit der Polizei *Kinder vorschicken*. — Was heißt das? — Ich vermute: Demonstranten marschieren mit ihren Kindern Protest; die Polizei möchte die Erwachsenen zusammenhauen, kann aber nicht garantieren, daß der noch von Hand geführte Schlagstock punktgenau trifft; das führt beim je einzelnen Polizisten, der von Natur aus kinderlieb ist, zum moralischen Delirium, und er richtet den Schlagstock gegen sich selbst...

Nein. Die Aussage des Politikers ist eine ordinäre Projektion, die vom schlechten Gewissen hervorgerufen wird. Der Staat schickt notorisch Kinder vor. Kinder sind ihm prinzipiell Mittel. (H. Kohl über den Geburtenrückgang: "Wie sollen wir in den neunziger Jahren unsere NATO-Verpflichtungen erfüllen?") Und: im Alltag werden Kinder mißbraucht, um den inneren Feind, den Bürger, niederzuhalten.

Wenn Du (Frau) ein Kind nicht austragen willst, weil Du es, aus welchen Gründen auch immer, nicht zu verantworten können glaubst, soll Dich ein Gesetz dazu zwingen. Beugst Du Dich trotz eines Kindes nicht unters Joch der Ehe, wirst Du finanziell benachteiligt. Trägt Dein Kind nicht Deinen Namen, hast Du keine Rechte an ihm, auch wenn Du Elternpflichten erfüllst. Du haftest für Dein Kind. Zündet es eine Scheune an, mußt Du dafür geradestehen, so als hättest Du sie selbst angezündet.

Du bist zu einer lebenslänglichen Solidargemeinschaft mit Deinem Kind verurteilt. Ist Dein Kind faul oder dumm oder gar beides, mußt Du es aushalten (im doppelten Sinn des Wortes). Aber auch seelisch seid Ihr bis zum Sanktnimmerleinstag miteinander verknötet. Dein Über-Ich sagt Dir, Wohl und Wehe des Kindes hängen jetzt und immerdar von Deiner

Erziehung ab. Es wird Dich ein Leben lang verfluchen — unterstützt von einem backgroundchor fortschrittlicher Pädagogen und Psychologen —, weil Du ihm nicht die Aufmerksamkeit hast zukommen lassen, die es glaubte beanspruchen zu können.

Aber nicht nur das! Das Radio hat mir gelegentlich mitgeteilt, wir Eltern seien auch noch für den Weltfrieden verantwortlich. Nämlich: wenn wir unsere Kinder zur Friedensliebe erziehen, stünden die Kasernen leer, und die Generäle müßten die Hände in den Schoß legen und sie auch dort lassen. Denn, so erzählte das Radio weiter, alle geschichtliche Brutalität habe eine harte Mutter und einen weichen Vater gehabt. Beweis: Stalin, Napoleon, Hitler. (Wir können Mutter und Vater Gorbatschow danken, daß sie andersrum waren!)

Weiter. (Lenin) Unselig identifiziert mit Deinem Kind, wie Du bist, wirst Du als Erwachsener nacherzogen. Alle Ängste, Beschämungen, Kränkungen, die Dir eine gewaltsame Anpassung an die gesellschaftlichen Normen zugefügt hat, werden ins Bewußtsein gezcrrt. Die Ungezähmtheit Deines Kindes zieht Sanktionen der lauernden Mehrheit auf Dich. Wenn es sich tobsüchtig in der Fußgängerzone auf den Boden schmeißt (über die Gründe später alles), wirst Du von Blicken hingegerichtet. Nur progressive Blödigkeit glaubt sich über die Kontrolle der Umwelt erhaben. Aber das ist gewiß: was Dir dort an Gemeinheit, Verächtlichkeit und Aufforderung zum Durchgreifen entgegenschlägt, kann im Handumdrehen zu Mord und Totschlag aufgehetzt werden. Gegen welche Gruppe der Unangepaßten es dann geht, entscheidet allein der Tagesbefehl. "Die Furcht vor allem Auffallenden und Abweichenden ist enorm groß, und ein stärkerer Hüter des bestehenden Zustands als alle Polizei, von der man gar nichts bemerkt." (Jakob Burckhardt, 1865)

2

Der Wirtschaft stehen mit Deinen Kindern Terrortrupps zur Verfügung, die in ihrem Auftrag und zu ihrem Nutzen hemmungslos Anschläge auf Deine Geldbörse durchführen. Mobilisiert durch Werbung und ein speziell auf ihre Spleens eingerichtetes Warenangebot, verwickeln sie Dich in einen unausgesetzten Grabenkrieg. Nur die physisch und psychisch stärksten Erwachsenen sind fähig, ihre Kinder zu so etwas Ähnlichem wie Vernunft zu bringen.

Nun machst Du vielleicht den Konsumterror nicht mit. Aber warte, in Bälde jammerst Du auch. Spätestens in der Schule mußt Du den Geldhahn aufdrehen, wenn Du es vorher geschickt verstanden hast, Dein Kind im Ghetto Gleichgültiger zu halten. — Du hast mir doch neulich

selbst erzählt, daß Dir Deine Eltern seinerzeit keine Rollschuhe gekauft haben, als alle, alle Deine Spielkameraden welche besaßen.

Ich habe in der Zeitung gelesen, daß ein Zehnjähriger Selbstmord begangen hat, weil er kein Fahrrad bekam. Man weiß manchmal nicht, wovor man sich mehr fürchten soll, ob vor der Sensibilität oder der Gewalttätigkeit der Kinder. (In jedem Fall ist es besser, man kauft das Verlangte.)

Natürlich braucht Dein Kind einen exklusiv ausgestatteten Raum, in dem es seine Kreativität entblättern kann. Aber da entblättert sich gar nichts. Vielmehr zieht es mit seinen Genossen marodierend durch die Unterkunft. Du findest Selbstbesinnung im Kinderzimmer, allerdings um den Preis, daß Dir beim Lesen auf dem Kinderstühlchen die Knie die Sicht versperren.

Daß Du selbstverständlich für das tägliche Brot Deines Kindes aufkommst, davon rede ich gar nicht. Alles bekommen Deine Kinder von Dir und, wenn Du Pech hast, geben sie Dir auch noch den Rest. "Erst mußt er sorgen, sie gut zu erziehen/ Und daß er ein Erbgut lasse zurück/ dann weiß er niemals, ob er sich auch/ für wackere, nicht/ für entartete Kinder geängstigt." (Medea)

Dein Kind bringt Dir keinen Nutzen. Bodenlos schweht die Elternliebe über den Verlusten, die Dir Dein Kind zufügt. Sie ist angeordnet gegen die Tatsache: Dein Kind ist Dein Feind. Wenn es wenigstens ein Verhältnis gegenseitigen Nehmens und Gebens wäre: heute ernährst Du Dein Kind und läßt es ausbilden, im Alter bekommst Du von ihm das Gnadenbrot. Die Zeiten sind vorbei. Und die Renten!, sagst Du. — Dank der Medizin und der revolutionierten Technik können wir Älteren uns ganz gut selbst ernähren. Heute werden alte Menschen aus dem Produktionsprozeß ohne Not herausgenommen, damit jüngere das Gefühl bekommen, sie würden gebraucht. Wir kommen ohne sie aus. Auch im nächsten Krieg brauchen wir die Söhne nicht ins Feld zu schicken. Die paar Knöpfe, die dann zu drücken sind, können wir noch selber drücken...

Nun, wenn Dir Dein Kind schon keinen Nutzen bringt, Dir vielmehr das Leben sauer macht, entschädigt es Dich ja vielleicht auf andere Weise, auf daß Du einen Grund hättest, es groß zu ziehen. Sonderbar süß sei der Anblick schlafender Kinder, sagt man. Bei ausgeglichener Grundstimmung dauert die Betrachtung maximal zehn Minuten, eingerechnet das Herbeirufen des anderen Elternteils. Danach kommt der Kater. Wer schaut Dich eigentlich so hingebungsvoll an? Ist Dein Kind wert, etwas zu bekommen, was Du nie bekommen hast und vielleicht nie bekommen wirst? "... nun erkennst Du wohl/ daß jeder mehr sich selber als die an-

dem liebt." (Medea) Wir geben nichts umsonst. Selbst wenn wir schenken, verlangen wir ein laut und vernehmliches *Danke*. Demütig zeigt so der Beschenkte an, daß ihm nichts zustehe.

Von kurzer Dauer ist die Freude, die uns der Anblick schlafender Kinder bietet. Viele Eltern kommen aber gar nicht in den Genuß, weil ihre Kinder so gräßlich häßlich sind, daß weder verschönernder Schlaf noch elterliche Idealisierung darüber hinwegtäuschen können. Andere neiden ihren Kindern den Vorzug eines angenehmen Äußeren. Du verfällst nicht instinktiv dem Liebreiz Deines Kindes. Entweder bist Du enttäuscht, weil das Kind Deinen Vorstellungen widerspricht oder neidisch, weil es etwas hat, was Du nicht hast. Dann gibt es noch eine dritte Reaktionsform. Raub durch Identifikation: alle Vorzüge Deines Kindes hast Du ihm vererbt oder anerzogen.

Vielleicht willst Du an der Kreativität Deines Kindes teilhaben, um diese oder jene Lockerung für Beruf und private Lebensgestaltung abzweigen zu können. Das ist eine maßlose Überschätzung kindlicher Phantasie. Während zum Beispiel avancierte Maler auf Leinwänden suhlen, manchen und klicren, zeigen Kinder auf ihren Bildern einen mißglückten Naturalismus. Anpassungsfähig wie sie sind, malen sie die Ideen ihrer Auftraggeber: Haus, Taxi, Sonne, Panzer (Krieg), Taube (Frieden), Wiese, Blume, Meer, Schiff, Wolke usw. — und es bedarf geschärfter Wahrnehmung und Kenntnis, die authentischen Botschaften dieser Bilder zu entziffern. Selbst Brecht ließ sich narren und schenkte einer dreibeinigen Ente Aufmerksamkeit. Er notierte den Kommentar seines Sohnes: zwei Beine sind zum Laufen, das dritte ist zum Bremsen. Wie hoch man das Vergnügen an der Erklärung auch veranschlagen mag, sie tröstete Brecht nicht über eine durchwachte Nacht am Kinderbett hinweg. Da saß nämlich Helene Weigel.

3

Lieben Eltern ihre Kinder eigentlich? — können sie es? Täglich liest Du in der Zeitung, daß Eltern ihre Kinder liegenlassen, quälen, vergewaltigen, morden. Das sind die Fälle, die ruchbar werden, die unfeinen, an denen sich massenhaft schlechtes Gewissen entrüstet Luft schaffen kann. Aber was ist mit dem alternativen Elternpärchen, das seinem Kleinkind Valium ins Fläschchen pudert, damit es Ruhe hält, statt es wie gewöhnliche Leute ans Bett zu fesseln. Was ist mit der Lehrerin, die jedes Gramm Übergewicht ihrer vierzehnjährigen Tochter mit überschnapper Gehässigkeit verfolgt? In unseren Kreisen hat man das know-how, wie man, ohne den Finger krumm zu machen, verletzen kann. Spurlos.

Peter Brückner hat das Verhältnis von Kindesmißhandlungen, die zur Anzeige kommen, und der ungeheuren Dunkelziffer mit folgendem Modell zu erklären versucht: nur Breitensport ermöglicht Spitzenleistungen. Eine Spitzenleistung ist, wenn ein Vater seinem Kind den Arm über der Tischkante bricht, wenn eine Mutter es auf die glühende Kochplatte setzt. Aber diese high-lights sind nur möglich auf dem Hintergrund einer breiten Bewegung...

Das non plus ultra der Elternliebe sei die Mutterliebe, sagt man. (Ich begnüge mich mit der einen Bemerkung über die Vaterliebe: ER ließ seinen Sohn erst mal ans Kreuz nageln, ehe er ihn erhob. Wenn der Vater im Himmel schon soviel Zartgefühl zeigt, kann man sich einen Reim darauf machen, wie es um die Liebe der realen Väter bestellt ist. Es gibt sie ja, die neuen Väter, die sich um ihre Kinder kümmern. Deren Zuneigung ist identisch mit der Erleichterung, im Beruf nicht mehr auf Hauen und Stechen mit ihresgleichen konkurrieren zu müssen.) Die Mutterliebe! — Freud schreibt, das Ausmaß der Idealisierung stehe in direktem Verhältnis zur Stärke der gegenläufigen Triebregungen. Auf gut deutsch: wenn Heldinnen gebraucht werden, ist die Lage verzweifelt. Illusionslose Mütter gestehen heute öffentlich, Raben-Mütter zu sein. Das ist ein Stück notwendiger Aufklärung. Sie sprechen offen aus, was sie immer schon waren. "Weh, was beginn ich? Wie entfliehen der Mutter Hand?" (der eine Sohn Medeas) "Ich weiß nicht, mein Bruder; sterben müssen wir." (der andere Sohn) Oder Brecht: "Einfacher Vorgang/ Mutter, binde mir die Schürze!/ Und die Schürze wird gebunden." Diese Zeilen wären in ihrer Einfalt schwachsinnig, wenn sie die Wirklichkeit reflektierten. Der Dichter gibt aber eine menschliche Geste, die im Sumpf der Familie ohnegleichen ist.

Mütter sollen sogar Kinder lieben, die sich schlimmster Verbrechen schuldig gemacht haben. (Die Mutterliebe kommt in diesen Fällen gerade zu sich selbst.) Dann würde die Mutter aber "die Substanz der Seele eines abstrakten Menschen, gleichgültig was sie für Eigenschaften hätte, lieben. Das ist unmöglich und ungerecht. Also liebt man niemals die Person, sondern immer nur die Eigenschaften." (Pascal) Also: Liebe entzündet sich an Eigenschaften. Ihre Voraussetzung ist Wahl. Mütter können nicht wählen. Sie bekommen einen Menschen vor die Nase geboren, den sie jenseits seiner Eigenschaften lieben sollen. Weil "das unmöglich ist", greift das Elter zu Maßnahmen. Entweder dichtet es dem Kind Tugenden an, die es gar nicht hat, oder es wird handgreiflich und modelliert es nach seinem Bilde. Mit unterschiedlichem Erfolg. Das Bild der Psychopathologie ist vielfältig.

Die Trostlosigkeit in der Eltern-Kind-Beziehung liegt ursächlich darin,

daß das Kind zur Habe der Eltern gehört. Im »Kaukasischen Kreidekreis« hat das Brecht eindrucksvoll beschrieben: die Gouverneursfrau plazierte — auf der Flucht vor revoltierenden Truppen — ihren Sohn unter den luxuriösen Plunder, den sie mitzunehmen gedenkt. Die Kisten und Kasten werden gefüllt. Dann muß alles sehr schnell gehen. Die Gouverneursfrau rafft zusammen, was sie zwischen die Finger kriegen kann und haut ab. Einiges bleibt stehen und liegen, darunter das Kind. In dem Augenblick, wo das Kind für die Mutter als Erbe eines riesigen Vermögens wieder wichtig wird, entdeckt sie ihre Liebe zu ihm. Brecht hat Pech mit seiner Geschichte. Die Mütter, die im Theater sitzen, sind alle keine Gouverneursfrauen und identifizieren sich mit der mütterlichen Grusche wie geschmiert. Das Stück geht sie nichts an. Brecht zeigt eben nur, wie sich für die herrschende Klasse das eigene Kind amortisiert. Inwieweit Kinder von gewöhnlichen Eltern zur Aufwertung ihres Selbstbewußtseins mißbraucht werden, erfahren wir in dem Stück nicht.

Elternliebe ist keine Liebe, weil sie ihr Objekt nicht wählen kann. Das Kind gehört zur Habe der Eltern. Gegen dieses Verhältnis sein Kind lieben zu wollen, ist zum Scheitern verurteilt. Ein Kind ist ein Mensch. Die Rechnung mit ihm geht nicht auf. Die Elternliebe schleppt die Wut mit sich herum.

Kommt ein weiterer Widerspruch hinzu. Elternliebe ist kinderfeindlich. "Und so im Gras alleine/ Das kranke Kindlein blieb,/ Frug keiner, was es weine./ Hat jeder seins nur lieb." (Eichendorff) Also, ich weiß ja nicht, wie Dir das geht, aber ich schäme mich, wenn ich das pädagogische Spielzeug unseres Sohnes sehe. Warum soll der eigentlich schon die Buchstaben kennen, bevor er in die Schule kommt, während Nachbarn Alfons, der ein lieber Kerl ist, mit elf Jahren noch kein X vom U unterscheiden kann? Warum soll sich Alfons eines Tages auf Stempelstellen herumdrücken, aber unserer nicht? Jeder Vorzug, den ich meinem Kind zuteil werden lasse, bedeutet die Zurücksetzung eines anderen. Es ist ja auch nicht die Liebe, die den Vorzug gewährt. Faule Ausrede! — Alle Eltern werden einmal für einen Augenblick der Wahrheit gewahr, wenn das eigene Kind Spielkameraden mit nach Hause bringt und tiefe Zuneigung aufs uneigene Kind überspringt: es könnte die Stelle des eigenen einnehmen. So schnell, wie die Einsicht ins Bewußtsein blitzt, so schnell wird sie wieder verdrängt.

4

Sehen wir uns zum Schluß die Liebe des Kindes zu seinen Eltern an. Anlässlich einer innigen Umarmung hat mir mein Sohn gesagt, er wolle auch sterben, wenn ich einmal stürbe. — Ich war befremdet. Er denkt al-

so schon an meinen Tod. Ich denke überhaupt nicht daran. Ich will nicht sterben. — Gibt es einen kinderfeindlicheren Wunsch? — Kinder antworten darauf mit ihren Phantasien.

Und welche Wendung nimmt die Liebe in der Pubertät! Sie schlägt um in Verachtung, Wut, Rebellion. Nein, sie schlägt nicht um. Sie wird überflüssig. Die Kinder sind jetzt stark genug, die Eltern in Schach zu halten. Selbst Freud hat diese Wahrheit mit Illusionen geschmückt: "Es ist nur scheinbare Treulosigkeit und Undankbarkeit." Und: "eigentlich nicht so böse gemeint." — Doch.

Auf Gedeih und Verderb sind Kinder seit Menschengedenken der Willkür Erwachsener ausgeliefert. Unzählige, die den Bach hinuntergingen, unzählige, die gefressen, auf Altären und Schlachtfeldern geopfert wurden. Kindheit ist eine lebensgefährliche Zeitspanne im Leben. Unseren Vorfahren schien es angezeigt, Liebe zwischen den Generationen anzuordnen, damit es nicht zum Äußersten kommt.

Die Liebe der Kinder ist der schwach taugliche Versuch, ihre Eltern zum Wohlverhalten zu verführen. Wehe, der Versuch scheitert! — So, wie der elterlichen Liebe die Wut, ist Schauspielerlei, Raffinesse und Opportunismus der Liebe der Kinder verschwistert. All diese sogenannten Untugenden sind Mittel im Überlebenskampf und deshalb gut zu heißen.

Kinder wissen früh, daß ihr Wohlergehen von der Erzeugung liebesähnlicher Gefühle bei den Eltern abhängt. Und sie fühlen die Ungerechtigkeit, diesen bestimmten Eltern, die ihnen das große Los zugespielt hat, gefallen zu müssen. Geht der Versuch schief, ist sowieso alles vergebliche Liebesmüh. Gelingt er, kommen sie sich vor wie der Reiter über'n Bodensee. Sie können die Angst nicht loswerden vor der Frage, was wäre, wenn ich die Eigenschaften nicht entwickelt oder besessen hätte, die meinen Eltern so angenehm ins Bild passen? — Gelegentlich, zu Geburtstagen, wird den Kindern für ein paar Takte die Angst genommen: ich freue mich, daß Du geboren bist... Kippt die Tasse Kakao übers Tisch Tuch, steht die Versicherung schon wieder zur Disposition.

Das Dilemma: Eltern können unter den gegebenen Umständen 'Liebe' zu ihren Kindern nur entwickeln, wenn sie sie paßgerecht auf ihre Ansichten zurechtschneiden. Kinder dagegen brauchen eine Lebens- und Wohlergehenssicherung, die bedingungslos mit ihrem Da-sein verschweißt ist.

Es gibt keine Kritik der Kinder (vor der Adoleszenz) an den Eltern. Das bilden sich aufgeklärte Eltern nur ein. Klar, dieses oder jenes 'Arschloch

kriegt man zu hören. Aber der Lustgewinn ist größer als die Kränkung. Ausflippende Kinder gehören zum überlegenen Lebensstil. Erwachsene erfahren prinzipiell nicht, was ihre Kinder von ihnen denken. In ihrer grenzenlosen Selbstgewißheit nähern sie sich in peinlichster und peinigendster Weise ihren Kindern und bilden sich ein, sie auch noch zu beglücken. Ich kenne eine Frau, die ihrem Hund nur das Fressen gibt, wenn sie sich vorher ein bißchen nett zurechtgemacht hat. Moderne Eltern leisten sich vor und mit ihren Kindern jede nur erdenkliche Taktlosigkeit und Intimität. Es liegt jenseits ihrer Vorstellung, sie könnten ihre Kinder anstinken, mit Küssen belcidigen, ihnen mit Umarmungen die Luft nehmen, in Unterwäsche ihr Feingefühl verletzen, sie mit Redensarten zur Verzweiflung treiben. (Weil ich nicht jedes Wort in den Mund nehme, versage ich mir, das ganze Ausmaß der Aufdringlichkeit zu beschreiben.)

Aber des Jammerns ist kein Ende, wenn ein Kind (wenigstens) die Wahl hat zwischen zwei Elternteilen und es sich gegen eins entscheidet. 75% der französischen Jugendlichen schätzen ihre Großeltern mehr als ihre Eltern. Gar nicht auszudenken, wieviele leibliche Eltern in die Röhre gucken müßten, wenn sich Kinder ihre erwachsenen Gastgeber selbst aussuchen könnten.

Meditation

Ich schaue aus dem Dachfenster und den Mauerseglern zu. Mit aufgerissenem Schnabel jagen sie Insekten, um die Brut zu füttern. Das sehe ich natürlich nicht. Das weiß man.

Warum hören sie damit nicht auf, fressen die Mücken selber, vertreiben sich die Zeit mit Lustspielen und sterben flugs? — Weil sie nicht anders können. Der Instinkt! — Arterhaltung ist ein vernunftloses Gesetz. Wir können es in der Natur beobachten. Einen Sinn erkennen wir darin nicht. Im Gegenteil — wir gefährden unsere Art mit friedlicher und unfriedlicher Nutzung atomarer Energie. Kommende Generationen sind uns schnurz egal. Wir werden ihnen eine Welt hinterlassen und die sieht so aus.

Deshalb hat der Satz "Wir haben die Erde von unseren Kindern nur geerbt" einen so hohen Unterhaltungswert. Er läßt uns die Wirklichkeit vergessen, in der Kinder nur ein Moment der Selbstverwirklichung sind; er läßt uns vergessen, daß weder Luft, Wasser, Erde noch die Werkzeuge, die Natur zu plündern, uns gehören. Selbst in dem Land, wo einmal ent-

schlossene 'Wirs' die Eigentumsfrage geklärt haben, wird mit der Natur nicht im Sinne des oben genannten Satzes verfahren. (Warum wohl?) Wir aber sind für den kurzen Augenblick, in dem wir uns den Satz reinziehen, auf der Höhe des Ideals. Nichts rührt mehr als die Überzeugung, gut zu sein. Echten Kindern kommen dabei die Tränen.

Und überhaupt: können wir unseren jungen Artgenossen das Leben auf diesem Stern empfehlen? — ich meine in dem Sinne: das muß man alles mal erlebt haben?! — die Weisen aller Zeiten behaupten das Gegenteil.

Die katholische Kirche stellt keine Fragen. Sie setzt auf Naturalismus: Arterhaltung (Zeugung) ist das Wesentliche. Dabei auftretende Lustgefühle müssen abgebeichtet werden. Und die Mauersegler kennen ja auch keine Verhütung. Die Kirche ist auf der Verliererstraße, weil sie gegen die Fakten antritt. Wir können die Lust von der Zeugung abkoppeln. Und wir wollen vor allem Spaß. Warum sollten wir Kinder wollen? "Nachkommen schaffen sollten sich auf anderem Weg/ Die Menschen. Nicht mehr sein sollte der Frauen Geschlecht. So träfe niemals Ungemach die Sterblichen." (Medea) Jahrtausende alte Prophezeiungen werden wahr. Menschen trennen die Produktion des Menschen von der Natur ab und stellen ihn in Laboratorien her. Werden sich Leute finden, diese homunculi großzuziehen? — Nein. Falls wir unsere Gattung nicht anders auslöschen, wird die Weltgeschichte nicht mit Gewimmer enden, wie ein Dichter mutmaßt, sondern ausklingen wie eine Weise: wg. mangels an Nachkommen.

"Ein Sterblicher, der/ Unkundig der Eh' hinlebt und nie Nachkommen gezeugt, ist glücklicher, als/ Der Kinder erzielt." (Medea) Den Titel verdanke ich einem Versprecher des fünfjährigen David. Er wollte sagen: das koreanische Kind, herauskam: das trojanische.

Nur ein Idiot glaubt, daß er die Wahrheit über sich schreiben kann.

Eric Ambler

Stephan Wackwitz

Das Hinterland der Vernunft Drei Kinderbücher von 1954

Die Welt explodiert. Ich betrachte meine alten Kinderbücher. Die bunten, fast quadratischen Bändchen sind amerikanische Original- oder übersetzte Lizenzausgaben der Simon & Schuster Verlagsgesellschaft in New York: demokratische Umerziehungsware. Wenn ich sie in die Hand nehme, entsteht um sie plötzlich der Stuttgarter Killesberg der frühen 50er Jahre. Die Ausblicke über die Gärten und Wiesen um den Bismarckturm auf die große Stadt im Tal, deren Bewegungen in der Ferne verzögert aussahen. Die grau leuchtenden Asphaltstraßen (sie waren nicht breiter als heute, aber man sah mehr von ihnen), auf denen man den Schatten beobachten konnte, der von den Bäumen hinter den braun lackierten Holzzäunen auf sie fiel; seine Wanderungen während eines Sommernachmittags. Das Licht auf den frisch gestrichenen Neubauten. Der Optimismus, das Zukunftsgefühl, die Erwartung einer Zeit der Schuldlosigkeit, die die Blicke der Erwachsenen auf diese Flächen warfen, reflektierten auf das Kind zurück.

Dies alles, gesehen vielleicht auf dem Nachhauseweg von der Straßenbahndation, an der Hand meiner Mutter, die zum Einkaufen in der Stadt ein enges Wollkostüm angezogen hatte, prägte ein Bild der Welt, das heute noch, neben allem, was ich weiß, in mir ist. Die Straßen, in denen die Autotypen von 1954 fuhren, die Gärten, die vor den Häusern und Fabriken rauschten, die unendlich vernünftigen Erwachsenen, die sich mit mir beschäftigten, die Wälder und die Märchen stürmten vorwärts, spielten mit dem Weltraum. Das Leben war durchsichtig wie eins der neuen Häuser am Stadtrand. Die Vernunft war ein Meer. Auf seinem Grund war undeutlich ein Geheimnis zu erkennen. Ein Wind, den die Sommerwolken mitbrachten, fuhr in meine Haare.

"Es war einmal ein Mann, der fuhr mit seinem Lastwagen über Land." Im Viertel gab es einen kleinen Jungen, der ein Auto hatte; keine Seifenkiste, sondern ein richtiges kleines Auto, das ihm ein größerer Bruder gebaut hatte und mit dem er auf den leeren Straßen herumfuhr. Es hatte einen Elektromotor, weiße Gummiräder, eine Handhupe, ein kleines Führerhäuschen mit Gardinen vor dem Rückfenster, funktionierende

Scheibenwischer. Dieser Junge war der König meiner damaligen Phantasien. Er besaß eine märchenglitzernde Hülle seiner Träume, in der geboren er saß und aus deren vollkommener Isolation heraus (besonders der altmodisch-ironisch sorgfältig gepolsterte Sitz hatte es mir angetan, sogar einige Kissen lagen da) er sich die Welt als Panorama ansehen konnte, so dosiert, stellte ich mir vor, als könne er sie an- und abschalten. Vollkommene Isolation und Autonomie zugleich mit umfassendem, aufregendem, abenteuerlichem Verkehr. Der Junge und sein Auto waren das Bild absoluten narzistischen Gleichgewichts, des richtigen Lebens.

"Es war einmal ein Mann, der fuhr mit seinem Lastwagen über Land." Auf der ersten Doppelseite von »Die lustige Autofahrt« sehen wir ihn aus dem verbeulten Führerhäuschen seines alten grünen Lastwagens, in dem er selber ganz knapp nur Platz hat, herauswinken, eine Hand am Lenkrad, aus dem Buch heraus, uns Lesern zu. Neben seinem Auto ein Lattenzaun, hinter dem eine Wiese beginnt. Wessen Blick einmal in diese Wiese hineingegangen ist, der kommt nicht wieder heraus ohne die Sehnsucht, für immer im Kinderbuch zu bleiben. In der Kunst des 19. Jahrhunderts, bei Böcklin vielleicht, gibt es solche Wiesen, aus denen wir nicht mehr herausfinden, mit deren ewigem Frühsommergefühl der Blick verschmilzt — oft tritt dann der Tod aus dem Hintergrund. Die Wiese im Kinderbuch fällt sanft in den Mittelgrund, zum Zaun hin, ab, in einer feuchten Senke wächst dunkleres Gras. In einer Kindergeburtstagsästhetik sind Blumen über sie gestreut. Über dem Abhang stehen ein gelbes und ein blaues Haus mit roten Dächern.

"Möchtest du eine Autofahrt machen?" fragte der Mann. 'Aber gerne', sagte das Schwein und sprang hinten auf den Lastwagen." Zwischen der Wiese und der Straße, auf der der Lastwagen davonfährt, gibt es keine Betonbarriere, es ist derselbe Boden, auf dem die Blumen wachsen und auf dem der Wagen fährt. Der Mann läßt, nach und nach, alle Tiere des Bauernhofs auf seine Ladefläche. Die Fahrt geht durch eine sonnenbeschienene, nachmittägliche Landschaft des amerikanischen Mittelwestens. So sieht das Hinterland der Vernunft aus. Aber an dem Kind, wenn ich mit auf der Ladefläche saß, zogen in dieser Landschaft auch die Gespenster vorbei, die nachts aus dem Schrank kamen: hinter der ziegelrot gestrichenen Scheune mit dem Dachreiter saß dann auch das Gespenst mit dem dicken Kopf, heulte mir aber nur hilflos nach. Hahn und Ente, Schwein, Hund und Katze kuschelten sich auf der Ladefläche an mich und ich war geschützt. ("Der Mann schloß die Hinterklappe, damit kein Tier hinausfallen konnte.")

An einem Sonntagmorgen betrachtete ich damals ein Buch meiner Mutter, Zeichnungen von Saul Steinberg. Auf einer (in einem Park in einer

großen Stadt, dachte ich, an einem Sonntagmorgen) saß eine Frau mit friedlichniedergeschlagenen Saul-Steinberg-Augen in einem kleinen Motorboot, in dem nur für sie Platz war. Auf einer Staffelei zeichnete sie einen Schwan, der vor ihr auf dem Wasser schwamm.

Als ich dann zum erstenmal ein richtiges Auto sah, das heißt, ein richtiges Auto von der Bilderbuchidee 'Auto' zu abstrahieren lernte, war ich sicher enttäuscht. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie ein richtiges Auto so wirksam gegen die Angst helfen könnte wie die Autos im Bilderbuch.

Die Technik beschwichtigt an ihrem idealen Entstehungspunkt, wo sie noch Idee oder Bild ist, Kinderängste; oder sie agiert kindliche Träume aus, Größenvorstellungen vor allem. SDI war ursprünglich ein Videospiel. Fast alle Kinderträume kreisen um die Überwindung von Räumen. Die übermächtigen Räume, von denen das Kind umstellt ist, sind Konzentrate seiner Hilflosigkeit, und es träumt davon, daß ihnen ihre Macht durch Magie genommen wird. Deshalb ist die Reisegeschichte (besonders die Geschichte der magischen Reise, der Reise auf einem fliegenden Teppich oder auf dem Rücken einer wilden Gans) das Hauptgenre der Kinderliteratur.

Hier ist zum Beispiel die Geschichte des Eichhörnchens, dem im Herbst die Vögel vor der Nase wegfliegen. Im Kinderbuch fallen die Blätter von den Bäumen, so durchsichtig und wesenlos, als seien sie vom Weltraum ergriffen, und die Vögel ziehen am Himmel, kaum mehr real in dieser Ferne: Träume, die sich in die Luft erheben. Der Hintergrund ist braun: es ist die Dunkelheit des herbstlichen Weltraums, dicht unter dem die Vögel hinwegstreifen und aus dem das Bilderbuch nur einen mikroskopisch-abstrakten Ausschnitt zeigt — "Es war einmal, in einer belanglosen Gegend einer Galaxis, in einem Moment im Holozän...", ein Moment, der immer wiederkehrt, so oft wir das Buch aufschlagen.

Das Eichhörnchen springt in den Koffer eines der Vögel, überquert Miniaturkontinente, trinkt mit exotischen Vögeln weit im Süden Limonade, nimmt Spanischlektionen bei ihnen und ist pünktlich zum Frühling wieder in der aus bunten Flecken und durchsichtigen Strichhäusergerüsten zusammengesetzten Stadt des Bilderbuchs. Wenn die Vögel dann von ihren Erlebnissen im Süden erzählen, schweigt der blinde Passagier wie Aschenputtel.

Es ist schnell gegangen: aber trotzdem sind wir mit dem Eichhörnchen, das eben, auf der letzten Seite, noch angstvoll und sehnsüchtig in diesen sich türmenden Ewigkeitsherbstweltraum hinaussah, unserer Angst ent-

gangen und zu Helden in einem Märchen geworden. Das Kind war da schon eingeschlafen und flog über leere Kontinente aufs Meer.

Auf der ersten Seite des dritten Bilderbuchs liegt "Scuffy, the tugboat", das hellblaue Spielzeugschiff, seit 1956 jedesmal, wenn wir das Buch aufschlagen, mürrisch und ehrgeizig in seinem Spielzeugladen, neben einer Puppe, einer Trompete, einem Teddybären. Das Spielzeugschiff will mehr erleben, es träumt den Savannentraum, den wir schon so oft hatten: nicht auf einer kleinen engen Lichtung im undurchschäubaren Wald leben, sondern auf einer Steppe, durch die Winde und Ereignisse strömen. Wir haben von Büffeln und Adlern geträumt, von Indianern, die uns Visionen erzählen und uns ins Herz treffen. Das Spielzeugschiff träumt von Dampfern in Welthäfen, von den hohen Stahlwänden, an denen Ballen und Pakete voller Gold und Edelsteine herabgelassen werden.

Die Fahrt des Spielzeugschiffs beginnt unter stürmisch heiterem, prophetischem Frühlingshimmel in dem Kinderland, das wir in »Hänschen im Blaubeerwald« gesehen haben, im Land, wo die Pflanzen reden. Der Mann mit der blauen Fliege mit den weißen Tupfen und sein Sohn laufen nur ganz klein, schwach rufend, hinter dem Spielzeugschiff her, das stolz und voll narzistischer Selbstüberschätzung verächtlich vor sich hin brummt. Diese kleinen Bachgerinnsel, auf die seine Besitzer es ausgesetzt haben, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, das sei nichts für ein tapferes Spielzeugschiff — dabei wird es schon fast verschluckt von riesigen Kühen, durch deren Beine es mittlerweile hindurchtreibt. Es erreicht größere, schon flußartige Bäche. Ein gelb phosphoreszierender Mond und eine Eule auf einem Zweig sehen nachts dem ruckartig, jeden Moment fast untergehend von den unsichtbaren Strudeln weggezogenen Spielzeugschiff zu. Am nächsten Morgen dramatischere Bilder: das Spielzeugschiff, immer noch mit dem Kopf nach oben, schwimmt über einen künstlichen Wasserfall und durch ein Elektrizitätswerk der fünfziger Jahre. (Fortschrittsvision, Tennessee Valley Authority Projekt). Die Utopie treibt mit dem Kinderfetisch ein Spiel, dem wir aber unbedenklich vertrauen können. Die gut-faszinierende Technik wird dem Kuschelobjekt nicht wirklich schaden, kann ihm nur neue Horizonte eröffnen, Abenteuer ermöglichen, wie wir sie im »Neuen Universum« über allhand Entwicklungsprojekte bei den Indios lesen und nacherleben konnten.

Umblättern, ein weiteres Panorama über zwei Seiten: das Spielzeugschiff ist in seiner Sehnsuchtslandschaft, unserer Sehnsuchtslandschaft angekommen. Der Fluß hat sich erweitert, ist ein Mündungsmeer geworden. Er fließt weit unter den Uferbergen, auf denen die Villen und Le-

bensbäume unserer ersten Dufy-Uferbilder aus dem Kunstmuseum Basel stehen, die Kirchtürme und Parks unserer Englandvorstellungen, die gewundenen Straßen unserer Lieblingsviertel in Stuttgart (von »The long and winding road« auf der letzten Beatles-LP). Und wo dieser grün-städtische Uferwald endet, beginnt die Stadt, die Stadt der kleinen Bücherläden, vor denen Bäume stehen, die Stadt, in der uns Pariser Mädchen in Baskenmützen und hellgrauen Kaschmir-Kostümen entgegenkommen, auf dem Weg zu einer Versammlung des Straßenkomitees zur Verteidigung der Rosenbergs, die Stadt der Kastanienbaumstraßen, der Industrie und des Hafens, in dem die Krane stehen, an denen das Gold hängt. Über allem der Himmel des Kinderbuchs, aus dem, immer, unsichtbar, der Ikarus des abgestürzten Kindemarzismus fällt.

Die letzten Seiten des Kinderbuchs sind verloren. Ich glaube aber, daß der Mann mit der blauen, weißgetupften Fliege und sein Sohn das Spielzeugschiff schließlich wiedergefunden haben. Noch die Geschichten über das Sinnloseste enden nicht in etwas so Sinnlosem wie dem grauen, wahnsinnig um sich schlagenden und stampfenden Meer.

In der Nacht, nach dem Vorlesen, träumte ich von weiten Reisen. Die Kontinente sprachen miteinander. Der fliegende Robert zog dicht unter den schnellen Wolken über eine Regenlandschaft dahin. Ich träumte, ein Flugzeug stünde im Garten. Durch den Stadtwald zwei Straßen weiter, in dem die Wölfe und die Zwerge wohnten, fuhren Autos. Das Tal, in dem die Stadt lag, war endlos. Die Stadt wurde ein bunter Punkt auf einem Miniaturkontinent. Ein Quartier der Welt. Eine amerikanische Stadt. Die Vernunft war etwas unabsehbar Großes.

Ich betrachte meine alten Kinderbücher. Noch die Geschichten über das Sinnloseste enden nicht in etwas so Sinnlosem wie dem grauen, wahnsinnig um sich schlagenden und stampfenden Meer. Die Welt explodiert.

*Ich will ja nicht hetzen, aber so rum betrachtet
ist der Sozialismus eigentlich
mehr ne Sache fürs Jenseits:*

*Ohne Hoffnung kaum zu ertragen, und zum Leben
— wie sagt man? keine echte Alternative.*

Peter Rühmkorf

Die vorschnelle 'Singularisierung' der NS-Verbrechen im Zuge der sogenannten Historiker-Debatte weckt zwiespältige Gefühle. Zwar gab es auch gegenläufige Positionen (wie z.B. die differenzierte Stellungnahme Hans Mommsens), das linke Lager war sich jedoch in diesem Punkt einig. Singularität der NS-Verbrechen, dies galt gleichsam als *differentia specifica* der linken Entgegnungen auf die Thesen des 'Neorevisionismus'. Übersehen wurde dabei freilich, daß sich diese Qualifizierung dem moralischen Kurzschluß verdankt, der These von der Universalität menschlichen (also auch: NS-) Verbrechens etwas auf gleicher Ebene entgegensetzen zu wollen. Unter methodischen Gesichtspunkten verwundert der Rekurs auf die 'Einzigartigkeit' um so mehr, als die Mehrzahl der linken Kritiker mit dem Historismus Ranke'scher Prägung sicherlich wenig gemein hat. Nun, wie das Recht auf Faulheit, so mag man auch das Recht auf Irrtum, ja auf Dummheit, in den Kanon der zu begründenden Menschenrechte aufnehmen und die Sache auf sich beruhen lassen... Doch die moralisierende Überhöhung des vermeintlichen Gegensatzpaares Singularität und Universalität, Einzigartigkeit und Vergleichbarkeit, birgt bei genauerer Betrachtung jenes "unerträgliche Element der Selbstgerechtigkeit", das einer der Stacheln für das kritische Denken der deutsch-amerikanischen Philosophin Hannah Arendt gewesen ist. Die deutsche Selbsterhöhung, holt sie die linke Kritik nicht in gleichsam negativer Gestalt wieder ein, in dem untergründigen Wunsch, auch im deutschen, im NS-Verbrechen keinem gleichen zu wollen?

Gut ein halbes Jahr, bevor die Historiker-Debatte begann, hatte Peter Furth diese Verfahrensweise in der »Debatte 2/86« als "Bewirtschaftung der Toten" unter die Lupe genommen. Er schrieb im Vorgriff auf die Kontroverse. Grund genug, seine Kernthese ins Gedächtnis zurückzurufen: "Die zum Schutz vor Vergessen um Auschwitz errichtete Mauer der Unvergleichlichkeit hatte eine unbedachte und nicht gewollte Nebenwirkung: Was Vergessen verhindern sollte, bewirkte es anderen gegenüber... Manchmal konnte man in den Jahren der eifersüchtigen Abwehr jeglicher Veralltäglichen des Tabus fürchten, darin äußere sich so etwas wie eine Elitetheorie des Opfers. Vermutlich ist es wirklich so, daß zu einer negativen Theodizee auch der Gedanke einer negativen Auserwähltheit gehört." (S. 14)

Der folgende Text von Hannah Arendt ist eines der Schlüsseldokumente der Nachkriegsdebatte über die sogenannte Kollektivschuldthese. Er setzt sich auseinander mit einer speziellen Elitetheorie der Täter, einer Art umgekehrten Rassendoktrin, die die Voraussetzungen für Auschwitz allein den Deutschen zubilligen wollte, dabei aber übersah, daß das Phänomen des Spießers, des Mitläufers, in der Tat "keinen besonderen Nationalcharakter" erforderlich macht, sondern eine "internationale Erscheinung" geworden ist: "Der Spieß ist der moderne Massenmensch, betrachtet nicht in seinen exaltierten Augenblicken in der Masse, sondern im sicheren oder vielmehr heute so unsicheren Schutz seiner vier Wände." Ein wahrhaft universelles Syndrom scheint im deutschen Lehrstück auf; dies zu übersehen hieße, die enge, spiegelbildliche Verwandtschaft der rechten und der linken Variante der deutschen Ideologie einmal mehr zu bestätigen. Dann aber wäre der Historikerstreit nicht mehr gewesen als die Bekräftigung von stillschweigenden Einvernehmlichkeiten — unter dem Deckmantel fixierter Gegensätze.

W. P.

Vorbemerkung der Redaktion »Die Wandlung«, April 1946 (Monatsschrift, herausgegeben von Dolf Sternberger unter Mitwirkung von Karl Jaspers, Werner Krauss und Alfred Weber, verlegt von Lambert Schneider in Heidelberg bei Carl Winter, Universitätsverlag; Jahrgang 1, Heft 4): Es ist wichtig zu wissen, daß der folgende Beitrag von Hannah Arendt im November 1944 in Amerika verfaßt und in englischer Übertragung im Januar 1945 in der Zeitschrift »Jewish Frontier« veröffentlicht worden ist. Dies hier ist die Originalfassung, die die Autorin ihrem Lehrer Karl Jaspers gewidmet hat. Die genannte jüdische Zeitschrift maß dem Aufsatz solche Bedeutung zu, daß er auch in eine »Anthologie«, einen Band ausgewählter Beiträge aus den Jahren 1934 bis 1944, aufgenommen wurde und zwar als einzige Äußerung zum deutschen Thema.

Hannah Arendt stammt aus Königsberg und promovierte in Heidelberg mit einer Arbeit über den Begriff der Liebe bei Augustin. Sie wanderte im Anfang der nationalsozialistischen Herrschaft, weil sie politisch bedroht war, illegal über die Tschechoslowakei und die Schweiz nach Frankreich aus und von dort erst nach dem Jahre 1938 nach den Vereinigten Staaten. Sie lebt seitdem als freie philosophische Publizistin in New York.

Als wir sie jetzt um einen Beitrag baten, schrieb sie, es sei ihr nicht möglich, einfach und selbstverständlich "zurückzukommen" — und Mitarbeit an einer deutschen Zeitschrift sei doch eine Form des Zurückkommens —, ohne "als Jude" willkommen zu sein.

Hannah Arendt

Organisierte Schuld

I

Je größer die militärischen Niederlagen der deutschen Armeen im Felde werden, desto stärker macht sich der Sieg der politischen Kriegführung der Nazis, die sehr zu Unrecht oft mit bloßer Propaganda identifiziert wird, geltend. Die zentrale These dieser Kriegführung, die stets sich in gleichem Maße an die 'innere Front', an das deutsche Volk selbst, wie an seine Feinde richtete, hieß, daß es einen Unterschied zwischen Nazis und Deutschen nicht gibt, daß das Volk geschlossen hinter seiner Regierung stehe, daß alle Hoffnungen der Alliierten auf ideologisch nicht infizierte Teile des Volkes, alle Appelle an ein demokratisches Deutschland der Zukunft Illusion seien. Die Konsequenz dieser These ist natürlich, daß es eine Teilung der Verantwortung nicht gebe, daß deutsche Antifaschisten im selben Maße wie deutsche Faschisten von der Niederlage

betroffen sein werden und daß die Alliierten Unterschiede zu Beginn des Krieges nur zum Zwecke der Propaganda gemacht hätten. Die weitere Konsequenz ist, daß die alliierten Bestimmungen über die Bestrafung der Kriegsverbrecher sich als leere Drohungen deshalb erweisen werden, weil man niemanden finden wird, auf den die Definition des Kriegsverbrechers *nicht* zutrifft.

Daß diese Behauptungen nicht bloße Propaganda sind, sondern sich auf eine sehr reale Unterlage, auf eine furchtbare Wirklichkeit berufen können, haben wir alle zu unserem Schrecken in den letzten Jahren erfahren. Die Terrorformationen, die ursprünglich von der Masse des Volkes streng geschieden waren und in die nur Leute aufgenommen wurden, die nachweisen konnten, Verbrecher zu sein, oder bereit waren, Verbrecher zu werden, sind ständig erweitert worden. Das Verbot der Parteizugehörigkeit von Mitgliedern der Armee ist von dem Generalbefehl, der alle Soldaten der Partei unterstellt, abgelöst worden. Während die Verbrechen, die seit Beginn des Regimes in den Konzentrationslagern zur täglichen Routine gehören, früher ein eifersüchtig gehütetes Monopol der SS und der Gestapo waren, werden zu den Massenmorden heute beliebige Wehrmachtsangehörige abkommandiert. Die Berichte über diese Verbrechen, welche am Anfang möglichst geheim gehalten wurden und deren Veröffentlichung als 'Greuelmärchenpropaganda' unter Strafe gestellt war, wurden erst auf dem Wege der von den Nazis selbst inszenierten Flüsterpropaganda verbreitet, und sie werden heute von ihnen völlig offen als Liquidierungsmaßnahmen zugestanden, um diejenigen 'Volksgegnossen', welche man aus organisatorischen Gründen nicht hat in die 'Volksgemeinschaft' des Verbrechens aufnehmen können, wenigstens in die Rolle der Mitwisser und Komplizen zu drängen. Die totale Mobilmachung hat in der totalen Komplizenschaft des deutschen Volkes geendet.

Um die entscheidende politische Veränderung der realen Verhältnisse, welche die Nazi-propaganda seit dem Verlust der Schlacht um England begleitet und schließlich den Verzicht der Alliierten auf eine Differenzierung zwischen Deutschen und Nazis zur Folge hatte, richtig einzuschätzen, muß man sich vergegenwärtigen, daß bis zum Ausbruch des Krieges, ja bis zum Beginn der militärischen Niederlagen nur die verhältnismäßig kleinen Gruppen aktiver Nazis — zu denen noch nicht einmal die große Zahl der Sympathisierenden gehörte — und die ebenso kleine Zahl aktiver Antifaschisten über die Vorgänge wirklich Bescheid wußten. Alle anderen — ob Deutsche oder Nicht-Deutsche — hatten die verständliche Neigung, einer offiziellen, von allen Mächten anerkannten Regierung eher zu glauben als Flüchtlingen, die als Juden oder als Sozialisten ohnehin verdächtig waren. Von diesen wiederum kannte auch nur

ein verhältnismäßig kleiner Prozentsatz die volle Wahrheit; und es war natürlich ein noch kleinerer Bruchteil, der bereit war, das Odium der Unpopularität auf sich zu nehmen und die Wahrheit zu sagen. Solange die Nazis sich auf Sieg vorbereiteten, blieben die Terrorformationen vom Volke, und das heißt im Krieg von der Armee, getrennt. Die Armee wurde zum Terror nicht herangezogen, und die SS-Truppen wurden in steigendem Maße aus erprobten Leuten gleich welcher Nationalität rekrutiert. Wäre die berüchtigte Neuordnung Europas geglückt, so hätten wir die Herrschaft einer intereuropäischen Terror-Organisation unter deutscher Führung erlebt. Der Terror wäre von Angehörigen aller europäischen Nationalitäten — mit Ausnahme der jüdischen — ausgeübt worden, wäre aber gradmäßig je nach Rassenzugehörigkeit der verschiedenen Länder abgestuft worden. Das deutsche Volk wäre natürlich von ihm nicht verschont geblieben. Himmler war immer der Meinung, daß die Herrschaft in Europa einer Rassen-Elite, verkörpert in den SS-Truppen, zusteht, welche national nicht gebunden bleiben darf.

Erst die Niederlagen haben die Nazis gezwungen, dies Konzept aufzugeben und scheinbar zu alten nationalistischen Schlagworten zurückzukehren. Hierzu gehört die aktive Identifikation des gesamten Volkes mit den Nazis. Die Möglichkeit einer künftigen Untergrundarbeit hängt davon ab, daß niemand mehr wissen kann, wer ein Nazi ist und wer nicht, daß es keinerlei äußere, sichtbare Unterscheidungsmerkmale mehr gibt, daß die Sieger vor allem davon überzeugt werden, daß es Unterschiede unter Deutschen nicht gibt. Hierfür ist natürlich ein verstärkter Terror in Deutschland notwendig, der nach Möglichkeit keinen Menschen lebendig läßt, dessen Vergangenheit oder dessen Bekanntheit dafür bürgen könnten, daß er ein Antifaschist ist. Während in den ersten Kriegsjahren die 'Großzügigkeit' des Regimes gegen gegenwärtige und ehemalige Gegner, wenn sie sich ruhig verhielten, bemerkenswert war, werden neuerdings unzählige Menschen hingerichtet, die seit Jahren ihrer Freiheit beraubt, eine unmittelbare Gefahr für das Regime nicht bilden können. Auf der anderen Seite und in weiser Voraussicht, daß man trotz aller Vorsichtsmaßnahmen auf Grund von Aussagen ehemaliger Kriegsgefangener oder fremder Arbeiter, auf Grund von Gefängnis- und Konzentrationslagerstrafen vielleicht doch noch in jeder Stadt ein paar hundert Leute entdecken könnte mit einem einwandfreien antifaschistischen Rekord, haben die Nazis ihre zuverlässigsten Leute bereits mit allen notwendigen Papieren, Leumundszeugen usw. ausgestattet, so daß alle derartigen Aussagen wertlos sein werden. Die Konzentrationslager-Insassen, deren Zahl niemand genau kennt, die aber auf mehrere Millionen geschätzt werden, kann man entweder 'liquidieren' oder laufen lassen — eindeutig erkennbar werden sie erst einmal auch im unwahrscheinlichen Fall ihres Überlebens (ein solches Massaker, wie es bereits in Bu-

chenwalde stattgefunden hat, fällt noch nicht einmal unter die Kriegsverbrecherbestimmungen) nicht sein.

Ob jemand in Deutschland ein Nazi oder ein Anti-Nazi ist, wird nur noch der ergründen können, der in das menschliche Herz, in das bekanntlich kein menschlich Auge dringt, zu blicken vermag. Die Laufbahn eines Organisators einer Untergrundbewegung, die es natürlich auch in Deutschland gibt, würde ein sofortiges Ende nehmen, wenn er sich nicht in Wort und Tat wie ein Nazi gebärden würde. In einem Lande, wo jeder auffällt, der nicht entweder auf Befehl mordet oder ein freudiger Komplize von Mördern zu sein vorgibt, ist das keine leichte Sache. So hat selbst das extremste Schlagwort, das dieser Krieg auf unserer Seite hervorgebracht, daß nur ein 'toter Deutscher' ein guter Deutscher sei, noch eine Grundlage in den wirklichen Verhältnissen: erst wenn die Nazis einen gehängt haben, können wir wissen, ob er wirklich gegen sie war. Einen anderen Beweis gibt es nicht mehr.

II.

Dies sind die realen politischen Verhältnisse, die der Behauptung von einer Gesamtschuld des deutschen Volkes zugrunde liegen. Sie sind das Resultat einer Politik, die wirklich vaterlandslos, wirklich a- und anti-national ist, die völlig konsequent daran festhält, daß es ein deutsches Volk nur geben soll, wenn es in der Macht der augenblicklich Regierenden ist, und die mit höhnischer Genugtuung ihren größten Sieg feiern würde, wenn der Untergang der Nazis die physische Vernichtung des Volkes nach sich ziehen würde. Die totale Politik, welche die Atmosphäre von Neutralität, in der das tägliche Leben von Menschen sich abspielt, total zerstört hat, hat es erreicht, die private Existenz jedes Individuums auf deutschem Boden davon abhängig zu machen, daß es Verbrechen entweder begeht oder ihr Komplize ist. Der Propaganda-Erfolg der Nazis in alliierten Ländern, wie er in dem, was gemeinhin als Vansittartismus bezeichnet wird, zum Ausdruck kommt, ist demgegenüber ganz sekundär. Er ist wesentlich Kriegspropaganda und kommt damit den eigentlichen, spezifisch modernen politischen Phänomenen noch nicht einmal nahe. Seine Schriften mitsamt seiner pseudo-historischen Beweisführung wirken wie unschuldige Plagiate aus der französischen Literatur des vorigen Krieges. Wobei es denn wirklich gleichgültig ist, daß ein paar der Schreiber, die vor 25 Jahren die Druckerpressen mit dem 'perfiden Albion' in Bewegung setzten, ihre Erfahrung diesmal den Alliierten zur Verfügung zu stellen gezwungen waren.

Aber auch die ernsteren Diskussionen zwischen den Advokaten der 'guten' und den Anklägern der 'bösen' Deutschen reden nicht nur an dem

Kern der Sache vorbei, sondern haben offenbar von dem Ausmaße des Verhängnisses kaum eine Vorstellung. Sie werden entweder in die Trivialität einer allgemeinen Feststellung über gute und böse Menschen und in eine phantastische Überschätzung der 'Erziehung' gedrängt, oder sie nehmen ohne weitere Besinnung die rassistischen Theorien der Nazis an und kehren sie um. Hierin liegt nur deshalb eine gewisse Gefahr, weil die Alliierten sich seit Churchills berühmter Erklärung geweigert haben, einen 'ideologischen' Krieg zu führen und daher unwissentlich den Nazis, die unbekümmert um Churchill ihre Niederlage ideologisch organisieren, einen Vorsprung und allen rassistischen Theoremen eine Chance des Überlebens gegeben haben.

Inzwischen geht es weder darum, das Selbstverständliche zu beweisen, nämlich daß Deutsche nicht seit Tacitus Zeiten bereits latente Nazis waren, noch das Unmögliche zu demonstrieren, daß alle Deutschen eine nazistische Gesinnung haben; sondern darum sich zu überlegen, welche Haltung man einnehmen kann, wie man es ertragen kann, sich mit einem Volke konfrontiert zu finden, in welchem die Linie, die Verbrecher von normalen Menschen, Schuldige von Unschuldigen trennt, so effektiv verwischt worden ist, daß morgen niemand in Deutschland wissen wird, ob er es mit einem heimlichen Helden oder einem ehemaligen Massenmörder zu tun hat. Vor dieser Situation wird uns weder eine Definition der Verantwortlichen, noch die Verhaftung der 'Kriegsverbrecher' schützen. Dabei kann man von den Hauptschuldigen, welche nicht nur die Verantwortung auf sich genommen, sondern diese ganze Hölle inszeniert haben, ganz absehen. Auch die in einem weiteren Sinne Verantwortlichen gehören nicht hierher. Denn zu ihnen gehören alle jene, welche in Deutschland und im europäischen Ausland solange wie möglich mit Hitler sympathisiert, seinem Aufstieg zur Macht Vorschub geleistet und sein Renommee innerhalb und außerhalb Deutschlands gefestigt haben. Und wer würde auch wagen, alle die Herrschaften der guten Gesellschaft als Kriegsverbrecher zu brandmarken? Sie sind es wirklich nicht; sie haben zweifellos ihre Unfähigkeit, moderne politische Gruppierungen zu beurteilen, unter Beweis gestellt — die einen, weil sie Prinzipien in der Politik für baren moralisierenden Unsinn hielten, die anderen, weil sie für Gangster, die sie mit 'Seeräubern' verwechselten, eine romantische Vorliebe hegten. Schuldig im engeren Sinne haben sie, die Verantwortlichen im weiteren Sinne, sich zumeist nicht gemacht. Sie, die der Nazis erste Komplizen und ihre besten Helfershelfer waren, wußten wahrlich weder was sie taten, noch mit wem sie es zu tun hatten.

Die ungeheure Erregung, in die nachgerade jeder Mensch guten Willens gerät, wenn die Rede auf Deutschland kommt, hat ihren Grund weder in der Existenz jener verantwortungslos Verantwortlichen, über die vermut-

lich nur die Geschichte ihr Urteil sprechen wird, noch in den Taten der Nazis selbst. Sie ist vielmehr erzeugt von jener ungeheuerlichen Maschine des 'Verwaltungsmassenmordes', zu deren Bedienung man nicht Tausende und nicht Zehntausende ausgesuchter Mörder, sondern ein ganzes Volk gebraucht hat und gebrauchen konnte. In der Organisation, die Himmler für die Niederlage etabliert hat, gibt es nur noch Exekutoren, Opfer und Marionetten, welche über die Leichen ihrer Kameraden, die man früher beliebig aus jeder SA-Kolonie und heute aus jedem Truppenteil und aus jeder anderen Massenformation herausschießen kann, weitermarschieren. Daß in dieser Mordmaschine jeder auf diese oder jene Weise an einen Platz gezwungen ist, auch wenn er nicht direkt in den Vernichtungslagern tätig ist, macht das Grauen aus. Denn der systematische Massenmord, der die reale Konsequenz aller Rassentheorien und aller Ideologien von dem 'Recht des Stärkeren' in unserer Zeit ist, sprengt nicht nur die Vorstellungskapazität des Menschen, sondern auch den Rahmen und die Kategorien, in welchen politisches Denken und politisches Handeln sich vollziehen. Wie auch immer das künftige Schicksal Deutschlands aussehen wird, es wird nie mehr enthalten können als die unseligen Folgen eines verlorenen Krieges; und solche Folgen sind der Natur der Sache nach temporär. Eine politische Antwort auf diese Verbrechen gibt es in keinem Fall; denn eine Ausrottung von 70 oder 80 Millionen Deutschen oder auch nur eine langsame Aushungerung, an die natürlich niemand außer ein paar psychotischen Fanatikern denkt, würde auch nur bedeuten, daß die Ideologien der Nazis gesiegt hätten, wenn auch die Macht und das 'Recht des Stärkeren' sie zu praktizieren auf andere Völker übergegangen sind.

Wie an dem 'Verwaltungsmassenmord' der politische Verstand des Menschen stillsteht, so wird an der totalen Mobilisierung für ihn das menschliche Bedürfnis nach Gerechtigkeit zuschanden. Wo alle schuldig sind, kann im Grunde niemand mehr urteilen. Denn dieser Schuld gerade ist auch der bloße Schein, die bloße Heuchelei der Verantwortung genommen*. Solange die Strafe das Recht des Verbrechers ist — und auf diesem Satz beruht seit mehr als zweitausend Jahren das Gerechtigkeits- und das Rechtsempfinden der abendländischen Menschheit — gehört zur Schuld ein Bewußtsein, schuldig zu sein, gehört zum Strafen eine Überzeugung von der Verantwortungsfähigkeit des Menschen. Wie es mit diesem Bewußtsein durchschnittlich bestellt ist, hat ein amerikanischer Korrespondent in einer Geschichte geschildert, deren Frage- und Antwortspiel wohl der Einbildungs- und Gestaltungskraft eines großen Dichters wert wäre:

Q. Did you kill people in the camp? A. Yes.

Q. Did you poison them with gas? A. Yes.

Q. Did you bury them alive? A. It sometimes happened.

Q. Were the victims picked from all over Europe? A. I suppose so.

Q. Did you personally help kill people? A. Absolutely not. I was only paymaster in the camp.

Q. What did you think of what was going on? A. It was bad at first, but we got used to it.

Q. Do you know the Russians will hang you? A. (Bursting into tears) Why should they? *What have I done?*

Er hat in der Tat nichts getan — er hat nur Befehle ausgeführt. Und seit wann war es ein Verbrechen, Befehle auszuführen? Seit wann war es eine Tugend zu rebellieren? Seit wann konnte man nur ehrlich sein, wenn man in den sicheren Tod ging? Was also hat er getan?

In seinem Stück »Die letzten Tage der Menschheit«, in welchem er die Vorgänge des letzten Krieges darstellte, ließ Karl Kraus den Vorhang fallen, nachdem Wilhelm II. ausgerufen hatte: "Dies habe ich nicht gewollt." Und das komisch Grauenhafte lag darin, daß dies in der Tat stimmte. Wenn der Vorhang diesmal fallen wird, werden wir einem ganzen Chor von Spießern zu lauschen gezwungen sein, die ausrufen werden: "Dies haben wir nicht getan." Und wenn uns auch inzwischen das Lachen vergangen ist, das Grauenhafte wird wieder darin liegen, daß es in der Tat stimmt.

III

Um zu wissen, welches die eigentliche Triebfeder im Herzen der Menschen ist, durch die sie in die Maschine des Massenmords einzuschalten waren, werden uns Spekulationen über deutsche Geschichte und den sogenannten deutschen Nationalcharakter, von dessen Möglichkeiten die besten Kenner Deutschlands vor 15 Jahren noch nicht die leiseste Ahnung hatten, wenig nutzen. Aufschlußreicher ist die eigentümliche Figur dessen, der sich rühmen kann, das organisatorische Genie des Mordes zu sein. Heinrich Himmler gehört nicht zu jenen Intellektuellen, welche aus dem dunklen Niemandsland zwischen Boheme- und Fünfgroschen-Jungen-Existenz stammen und auf dessen Bedeutung für die Bildung der Nazi-Elite in neuerer Zeit wiederholt hingewiesen ist. Er ist weder ein Bohemien wie Goebbels noch ein Sexualverbrecher wie Streicher noch ein perverser Fanatiker wie Hitler noch ein Abenteurer wie Goering. Er ist ein Spieß mit allem Anschein der Respectability, mit allen Gewohnheiten des guten Familienvaters, der seine Frau nicht betrügt und für seine Kinder eine anständige Zukunft sichern will. Und er hat seine neueste, das gesamte Land umfassende Terror-Organisation be-

wußt auf der Annahme aufgebaut, daß die meisten Menschen nicht Boheimens, nicht Fanatiker, nicht Abenteurer, nicht Sexualverbrecher und nicht Sadisten sind, sondern in erster Linie jobholders und gute Familienväter.

Es war, glaube ich, Péguy, der den Familienvater den "grand aventurier du 20e siècle" genannt hat; er ist zu früh gestorben, um in ihm noch den großen Verbrecher des Jahrhunderts zu erleben. Wir sind so gewohnt gewesen, in dem Familienvater die gutmütige Besorgtheit, die ernste Konzentriertheit auf das Wohl der Familie, die feierliche Entschlossenheit, Frau und Kindern das Leben zu weihen, zu bewundern oder zu belächeln, daß wir kaum gewahr wurden, wie der treusorgende Hausvater, der um nichts so besorgt war wie Sekurität, sich unter dem Druck der chaotischen ökonomischen Bedingungen unserer Zeit in einen Abenteurer wider Willen verwandelte, der mit aller Sorge des nächsten Tages nicht sicher sein konnte. Seine Docilität war in den Gleichschaltungen zu Beginn des Regimes bereits bewiesen worden. Es hatte sich herausgestellt, daß er durchaus bereit war, um der Pension, der Lebensversicherung, der gesicherten Existenz von Frau und Kindern willen Gesinnung, Ehre und menschliche Würde preiszugeben. Es bedurfte nur noch der teuflischen Genialität Himmlers, um zu entdecken, daß er nach solcher Degradierung aufs beste präpariert war, wortwörtlich alles zu tun, wenn man den Einsatz erhöhte und die nackte Existenz der Familie bedrohte. Die einzige Bedingung, die er von sich aus stellte, ist, daß man ihn von der Verantwortung für seine Taten radikal freisprach. Es ist der gleiche Durchschnittsdeutsche, den die Nazis trotz wahnsinnigster Propaganda durch Jahre hindurch nicht dazu haben bringen können, einen Juden auf eigene Faust totzuschlagen (selbst nicht, als sie es ganz klar machten, daß solch ein Mord straffrei ausgehen würde), der heute widerspruchslos die Vernichtungsmaschinen bedient. Im Gegensatz zu den früheren Formationen von SS und Gestapo rechnet die Himmlersche Gesamtorganisation weder mit Fanatikern noch mit Lustmördern noch mit Sadisten; sie rechnet einzig und allein mit der Normalität von Menschen vom Schlage Herrn Himmlers.

Daß kein besonderer Nationalcharakter erforderlich ist, um den neuesten Typ des Funktionärs zum Funktionieren zu bringen, bedarf wohl nach den traurigen Nachrichten über Letten, Litauer, Polen und sogar Juden in Himmlers Mordorganisation keiner besonderen Erwähnung. Sie alle sind nicht von Natur Mörder und nicht aus Perversion Verräter. Es ist noch nicht einmal sicher, ob sie funktioniert hätten, wenn nur ihr eigenes Leben und ihre eigene Existenz auf dem Spiel gestanden hätten. Sie fühlten sich, nachdem sie Gott nicht mehr fürchteten und ihr Gewissen ihnen durch den Funktionscharakter ihrer Handlungen abgenommen

war, nur noch ihrer Familie verantwortlich. Die Verwandlung des Familienvaters aus einem an den öffentlichen Angelegenheiten interessierten, verantwortlichen Mitglied der Gesellschaft in den Spieß, der nur an seiner privaten Existenz hängt und öffentliche Tugend nicht kennt, ist eine moderne internationale Erscheinung. Die Nöte unserer Zeit — "bedenkt den Hunger und die große Kälte in diesem Tale, das von Jammer schallt" (Brecht) — können ihn jeden Tag zum Spielball allen Wahnsinns und aller Grausamkeit machen. Jedesmal, wenn die Gesellschaft in der Erwerbslosigkeit den kleinen Mann um sein normales Funktionieren und seine normale Selbstachtung bringt, bereitet sie ihn auf jene letzte Etappe vor, in der er jede Funktion, auch den job des Henkers zu übernehmen bereit ist. Ein aus Buchenwald entlassener Jude entdeckte unter den SS-Leuten, die ihm seine Entlassungspapiere aushändigten, einen ehemaligen Schulkameraden, den er nicht ansprach, wohl aber ansah. Darauf sagte der so Betrachtete sehr spontan: Du mußt verstehen — ich habe fünf Jahre Erwerbslosigkeit hinter mir; mit mir können sie alles machen.

Es ist richtig, daß dieser moderne Typus Mensch, den wir mangels eines besseren Namens noch mit dem alten Wort Spieß bezeichnet haben, auf deutschem Boden eine besonders gute Chance des Blühens und Gedeihens hatte. Kaum ein anderes der abendländischen Kulturländer ist von den klassischen Tugenden des öffentlichen Lebens so unberührt geblieben; in keinem haben privates Leben und private Existenz eine so große Rolle gespielt. Diese Tatsache haben die Deutschen in Zeiten nationaler Not immer wieder mit viel Erfolg verschleiert, aber nicht geändert. Hinter der Fassade behaupteter und propagierter 'Nationaltugenden' wie 'Vaterlandsliebe', 'deutscher Mut', 'deutsche Treue' usw. verstecken sich entsprechende wirklich existierende National-Laster. Es gibt kaum irgendwo durchschnittlich so wenig Patriotismus wie gerade in Deutschland; und hinter der chauvinistischen Anmaßung von 'Treue' und 'Mut' verbirgt sich ein verhängnisvoller Hang zur Untreue und zum Verrat aus Opportunismus.

Der Spieß selbst aber ist eine internationale Erscheinung und wir täten gut daran, ihn nicht im blinden Vertrauen, daß nur der deutsche Spieß solch furchtbarer Taten fähig ist, allzusehr in Versuchung zu führen. Der Spieß ist der moderne Massenmensch, betrachtet nicht in seinen exaltierten Augenblicken in der Masse, sondern im sicheren oder vielmehr heute so unsicheren Schutz seiner vier Wände. Er hat die Zweiteilung von Privat und Öffentlich, von Beruf und Familie, so weit getrieben, daß er noch nicht einmal in seiner eigenen identischen Person eine Verbindung zwischen beiden entdecken kann. Wenn sein Beruf ihn zwingt, Menschen zu morden, so hält er sich nicht für einen Mörder, ge-

rade weil er es nicht aus Neigung, sondern beruflich getan hat. Aus Leidenschaft würde er nicht einer Fliege etwas zu Leide tun.

Wenn man einem Individuum dieser neuesten Berufsgattung, die unsere Zeit hervorgebracht hat, morgen sagen wird, daß es zur Verantwortung gezogen wird, so wird es sich nur betrogen fühlen. Wenn es aber im Schock der Katastrophe zum Bewußtsein davon kommen sollte, daß es in Wahrheit nicht nur ein beliebiger Funktionär, sondern ein Mörder ist, so wird es auch nicht den Weg der Rebellion, sondern den Weg des Selbstmordes gehen — wie ihn schon so viele in Deutschland, wo es offenbar eine Selbstmordwelle nach der anderen gibt, gegangen sind. Und damit wäre uns auch nicht sehr viel geholfen.

IV

Seit vielen Jahren begegnen mir Deutsche, welche erklären, daß sie sich schämen, Deutsche zu sein. Ich habe mich immer versucht gefühlt, ihnen zu antworten, daß ich mich schäme, ein Mensch zu sein. Diese grundsätzliche Scham, die heute viele Menschen der verschiedensten Nationalitäten miteinander teilen, ist das einzige, was uns gefühlsmäßig von der Solidarität der Internationalen verblieben ist; und sie ist bislang politisch in keiner Weise produktiv geworden. Die Menschheits-Schwärmerei unserer Väter hat nicht nur leichtfertig die sog. 'nationale Frage' übersehen; sie hat, was ungleich schlimmer ist, den Ernst und den Schrecken der Idee der Menschheit und des jüdisch-christlichen Glaubens an einen einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts noch nicht einmal geahnt. Es war schon nicht sehr angenehm, die trügerische Hoffnung auf den 'edlen Wilden' begraben und entdecken zu müssen, daß Menschen auch Kannibalen sein können. Seither haben die Völker einander besser und besser kennengelernt, haben sie mehr und mehr über die Möglichkeiten zum Bösen im Menschen erfahren. Der Erfolg ist, daß sie mehr und mehr vor der Idee der Menschheit zurückscheuen und immer anfälliger für Rasse-Doktrinen werden, welche die Möglichkeit der Menschheit prinzipiell verneinen. Sie spüren instinktiv, daß in der Idee der Menschheit, gleich ob sie in religiöser oder humanistischer Form auftritt, eine Verpflichtung zu einer Gesamtverantwortlichkeit miteinhalten ist, die sie nicht zu übernehmen wünschen. Denn die Idee der Menschheit, gereinigt von aller Sentimentalität, hat politisch die sehr schwerwiegende Konsequenz, daß wir in dieser oder jener Weise die Verantwortung für alle von Menschen begangenen Verbrechen, daß die Völker für alle von Völkern begangenen Untaten die Verantwortung werden auf sich nehmen müssen. Die Scham, daß man ein Mensch ist, ist der noch ganz individuelle und unpolitische Ausdruck für diese Einsicht.

Politisch gesprochen ist die Idee der Menschheit, von der man kein Volk ausschließen und innerhalb derer man keinem ein Monopol des Lasters zubilligen kann, die einzige Garantie dafür, daß nicht eine 'höhere Rasse' nach der anderen sich verpflichtet glauben wird, den Naturgesetzen des 'Rechts des Stärkeren' zu folgen und die 'niederen lebensunfähigen Rassen' auszurotten — bis schließlich am Ende des 'imperialistischen Zeitalters' wir uns auf einer Bahn bewegen werden, auf der die Nazis wie dilettantische Vorläufer einer zukünftigen Politik sich ausnehmen werden. Eine nicht-imperialistische Politik zu machen, eine nicht-rassistische Gesinnung sich zu bewahren wird täglich schwerer, weil täglich klarer wird, was für eine Last die Menschheit für den Menschen ist.

Vielleicht haben jene Juden, deren Vätern die erste Konzeption der Idee der Menschheit zu danken ist, etwas über diese Last gewußt, wenn sie alljährlich im 'Owinu Malkenu chotonu lefonecho' nicht nur alle in der Gemeinde begangenen Sünden, sondern alle menschlichen Verfehlungen überhaupt auf sich nahmen. Diejenigen, die heute bereit sind, in moderner Form diesen Weg wieder zu gehen, haben sich vermutlich nicht pharisäisch mit dem Stoß-Seufzer des 'Gott-sei-Dank-ich-bin-nicht-so' über die ungeahnten Möglichkeiten des 'deutschen Nationalcharakters' entsetzt; dafür haben sie in Furcht und Zittern endlich begriffen, wessen alles der Mensch fähig ist — und dies ist in der Tat eine Vorbedingung modernen politischen Denkens. Sie werden sich vermutlich nicht sehr gut zu Funktionären der Rache eignen. Eines aber ist sicher: auf sie und nur auf sie, die eine genuine Angst vor der notwendigen Verantwortung des Menschengeschlechts haben, wird Verlaß sein, wenn es darum geht, gegen das ungeheure Übel, das Menschen anrichten können, furchtlos und kompromißlos und überall zu kämpfen.

*) Daß die aus Deutschland Geflüchteten, welche entweder das Glück hatten, Juden zu sein oder rechtzeitig von der Gestapo verfolgt zu werden, von dieser Schuld bewahrt worden sind, ist natürlich nicht ihr Verdienst. Weil sie dies wissen, und weil sie noch nachträglich ein Grauen vor dem Möglichen packt, bringen gerade sie in alle derartigen Diskussionen jenes unerträgliche Element der Selbstgerechtigkeit, das schließlich, bei Juden vor allem, nur in der vulgären Umkehr der Nazi-Doktrinen über sie selbst enden kann und ja auch längst geendet hat.

(Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp-Verlages)

Martin Jürgens

Anhaltende Zopfzeit

Über meine Großmutter, einen Text Robert Walsers
und Lenin

Als meine Großmutter noch lebte, zitierte sie bisweilen aus den Geschichtslektionen, die sie in der Schule hatte auswendig lernen müssen und die ihr im Gedächtnis geblieben waren: "Mit blitzendem Auge und wallendem Haar setzte sich der fürstliche Held an die Spitze seiner Armee..." — An diese Formulierung kann ich mich noch erinnern; welchem Fürsten vor welcher Schlacht in welchem Krieg sie galt, ist mir entfallen. Der hier angeschlagene 'hohe Ton', dies leicht rhythmisierte Pathos biederer Gesinnung konnte bis weit ins 20. Jahrhundert hinein auf vieles angewendet werden und auf sehr unterschiedlichem literarisch-sprachlichem Niveau. Daß von heldischer Größe und militärischer Großtat eher zu künden und zu singen ist als zu berichten, gehört zur eisernen Ratio jeder wirkungsbedachten Kriegs-Rhetorik. Deren Leistung liegt eben nicht im Resümee der Geschehnisse, sondern im Appell, in der verbalen, hochgemuten Geste *vor* der Tat, in einem fortgesetzten 'Jetzt gilt's!', 'Mir nach!', 'Drauf und dran!'. Viele Dichtungen des 19. Jahrhunderts vor allem haben sich auf diese Stimm- und Stimmungslage gut verstanden. An Belegen ist kein Mangel; aus dem Resonanzraum der im Ohr gebliebenen literarischen Versatzstücke lassen sie sich heranzitieren:

Setzt alles Blut, setzt euer Leben ein! — Heraus ins Feld, jetzt gilt es, frisch zu fechten! (Schiller)

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt, tief die Lanzen und hoch die Fahnen... (Freiligrath)

Victoria! klang's, — und mit flüchtigem Roth auf's Neu' die Wangen sich färben (Lohmeier)

Und 'Victoria' schallt durch's Getümmel herauf, schon wanken die feindlichen Reih'n (Geibel)

'Ei was!' spricht er... und faßt die drei Kerls blitzend ins Auge. 'Wenn ihrer zehen wären, ich fürcht mich nicht.' (Kleist)

Zum Kampf, ihr Christen! Gottes Scharen zieh'n mit in das gelobte Land... (Novalis)

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt, die Brust im Gefechte gelüftet! (Schiller)

u.s.f.

Die Texte, denen diese Zitate entnommen sind, gehen in der Feier des Kriegerischen zwar nicht alle auf; die vorgeführten rhetorischen Mittel lassen jedoch durchaus jene Zwecke und Motive erkennen, die unter geschichtsapologetischen (und weniger literarisch ambitionierten) Vorzeichen 'rein' hervortreten: Es geht um die suggestive Evokation eines gesteigerten Lebensgefühls in einer Situation, die kaum anders als lebensgefährlich genannt werden kann — für alle kämpfend Beteiligten. Oder in eher sozialpsychologischer Begrifflichkeit: Der Aktivismus der verbalen Geste ist in dem Maße als prophylaktische Angstabwehr erfolgreich, wie ihm die Antizipation der Einheit von Tat und gewünschtem Resultat gelingt: 'Jeder Stoß ein Franzos/ jeder Tritt ein Britt/ jeder Schuß ein Ruß' — hieß das zu Beginn des ersten Weltkriegs.

In den nachfolgenden Materialschlachten wurde diesem großmäuligen Optimismus bereits der Boden entzogen; mit Treten und Stoßen war es schon von 1914-18 nicht mehr getan. Die Realität des zweiten Weltkriegs, der Kriege nach 1945 und das futuristische Design der hochintegrierten, computergestützten Gefechtsfelder des machbaren dritten Weltkriegs belegen eine zunehmende Tendenz zur Unanschaulichkeit.

Was wir weiterhin — auch für unsere angstbesetzte Zukunft — Krieg nennen, hat sich von der Unmittelbarkeit individuellen Handelns und Erlebens weit entfernt. Günther Anders hat bereits 1960 (in seinen »Thesen zum Atomzeitalter«) die sich hieraus ergebenden Probleme benannt. Seine Lagebeschreibung gilt bis heute: Die derzeit jederzeit mögliche Vernichtung ist das Größte und das Letzte zugleich; unsere Vorstellungskraft ist den machbaren Effekten nicht annähernd gewachsen. Was liegt da näher, als der Rückzug in kleine überschaubare Einheiten, die von unseren Handlungs- und Erlebnisvollzügen noch zu füllen sind — die sensible Eltern-Kind-Gruppe z.B. oder der Grieche um die Ecke oder die Beziehungskiste oder der von der Dynamik unseres Körperausdrucks und/oder unseres befreiten Atems geschaffene 'Raum', den alternative Weiterbildungskonzepte für uns einrichten (und was sonst noch angesagt oder im Angebot ist). — Wo der Blick aufs (entsetzliche) Große-Ganze fassungslos wird, erscheint vielen die 'Gegen'-Perspektive aussichts-, zumindest trostreicher. Einige dieser vielen haben deshalb Robert Walser für sich entdeckt (Unselb freut das), und die schönste der Anekdoten zu dessen Leben scheint ihnen recht zu geben:

Bei einer zufälligen Begegnung mit Wladimir Iljitsch Lenin in der Züricher Spiegelgasse soll Walser den Revolutionär gefragt haben, ob er auch das Glarner Birnbrot so gern habe. Lenins Antwort ist — wie es scheint — nicht überliefert. Ob die Anekdote überhaupt einen authentischen Kern hat, entzieht sich meiner Kenntnis; ich möchte daran jedoch

ebensowenig zweifeln wie Max Frisch, der den Vorgang in seinen Tagebüchern erwähnt. Auch wenn nichts an ihr wäre, wäre die Geschichte doch trefflich erfunden. Die Vorliebe, aus der heraus Walser hier gefragt hat (oder gefragt haben könnte), ist die für die kleinen Genüsse, für das kleine Glück, daß die Alltagspraxis jenseits und unterhalb aller universellen geschichtlichen Wendungen und Umbrüche bereithält.

Aus dieser Perspektive hat Robert Walser zeit seines Lebens seine Sätze formuliert, und das verschafft seinen Texten vielleicht derzeit eine gewisse, keineswegs große Öffentlichkeit. Dennoch sind diese Texte keine Zeugnisse einer Idyllik des Hier und Jetzt, keine Plädoyers für eine alternative Alltagseligkeit, die sich dem geschichtlichen Gang der Dinge maulend in den Weg setzt. Im Gegenteil: Walsers Sprache kommt aus der Kälte moderner gesellschaftlicher Erfahrung. In ihr ist zugleich ein geschichtsinteressiertes, sanftes, hartnäckiges Interesse am Werk — unterhalb der, wie Walter Benjamin es genannt hat, "zerreißenden, so ganz unmenschlichen, unbeirraren Oberflächlichkeit", die die Lektüre vieler Texte Walsers erschwert. Das gilt auch für den folgenden Text aus dem Jahr 1925:

Vier kleine geschichtliche Bilder nebst einem nachdenksamen Anhang

Ich habe zu diesen vier Bildern nur wenig Zeit. Ich sah Wandgemälde an einer Wand. Übrigens sprach ich letzthin mit einem Dekorationsmaler. Wie bin ich pressiert! Eine Krankheit kränkt mich. Ich werde von einer Art Leid höchlich beleidigt. In einer Stunde muß ich zum Arzt. Wie mich außerdem alles Erdenkliche beansprucht, will ich nicht schildern. Wie mich alle diese Angelegenheiten umdrängen. Sollte mich der Umstand plagen, daß ich nicht noch viel, viel mehr geplagt bin? Ich bin unglaublich stark. Hievon hat kein Mensch eine blasse Ahnung.

Erstes Bild

Der Feind zog siegreich in die Stadt hinein. Nein, vorher kommt noch was anderes. In einer Ratsstube wird Versammlung abgehalten. Die Regierungsmitglieder zaudern. Der Feind drang ins Land. Einer der Ratsherren, eine hohe Gestalt, spricht laut aus: "Mit einem Gegner wie diesem unterhandle ich nicht." Mit diesen Worten begibt er sich zur Stube hinaus und eilt mit Schritten, denen der Patriotismus Flügel zu verleihen

scheint, in die Gefilde, das heißt Wälder, wo nunmehr vermutlich gekämpft wird; die Geschichte meldet denn auch seinen Heldentod.

Zweites Bild

Feinde werden im Erfolg übermütig. Sie nehmen vom Besten Besitz, wie zum Beispiel von den appetitlichsten Mädchen und den wohl-schmeckendsten Weinen. Nichts ist Leuten heilig, die mit Gewalt in ein Heiligtum eindringen. Sie hausen in einem solchen, daß man die Hände über den Kopf emporwerfen muß. Wer besiegt ist, dem liegt ob, die Augen zum Himmel zu senden, das heißt nicht die Augen selber, aber die heiß um Rettung bittenden Blicke.

Drittes Bild

Wie Sie sehen, wickelt sich Bild um Bild glatt ab. Meine Existenz scheint Gott sei Dank noch intakt. In straff anliegenden Hosen und Kitteln zieht der Feind mit Gepäck, das heißt mit der Beute, die er mit sich führt, unter wachsender Bedeckung langsam ab. Die Langsamkeit, womit er fortzuwandern geruht, gleicht einem Hohn. Wer sich mächtig weiß, braucht sich nicht zu beeilen. Landleute schauen den Eroberern düster nach. Gold und Silber, der Staatsschatz, die Ersparnisse von Jahrhunderten, sind auf Wagen geladen worden. Es ist ein Jammer. Mich inzwischen freut meine Emsigkeit.

Viertes Bild

Die Patrioten glauben, man habe sie verraten. Sie suchen einen Unglücksraben, Prügelknaben und finden ihn in der Gestalt ihres Generals. "Wie?" rief er aus, "ich will nicht glauben, daß ihr Hand an einen wegen seiner Verluste Schmerzbewegten legen könntet. Muß ich euch an die Ehrfurcht mahnen, die sich gegenüber dem Führer ziemt, dessen Bemühungen nicht zu den gewünschten Resultaten kamen?" Aber umsonst verhallten im Frühlingswind, denn es ist, glaube ich, April, edelgemeinte Worte. Sie umringen ihn, sie sehen ihn zugleich gelassen und ihrer Übermacht preisgegeben und nehmen Rache. Er scheint ihnen hierfür die geeignete Person. Nach den Zöpfen, die ihnen den Rücken herunterhängen, muß es die Zopfzeit sein, aus der ich nun hervortrete, um mich im Glauben, ich hätte Beifall verdient, leicht vor euch zu verneigen.

Anhang

Siebzig Jahre später schickt derselbe Feind in dieselbe Stadt eine verfrorene, ärmliche Armee, damit sie gepflegt werde. Die Soldaten gleichen kleinen Kindern. Wie sie bettelig wackeln, wackelig schön tun! Milddenkende kommen ihnen entgegen, nehmen sie in die Häuser, geben ihnen zunächst eine warme Tasse Kaffee zu trinken. Sie sind darüber sehr froh. Es ändern sich beständig die Zeiten.

Es ist in der Literatur zu Robert Walser immer wieder darauf hingewiesen worden, daß vor allem die späten Texte sich selbst als Problem diskutieren — als Problem der Möglichkeit von Mitteilung —, daß sie also selbstreflexiv sind. Diese spezifische Selbstreflexivität der späten Texte Robert Walsers wird schon im ersten Absatz auf sehr verquere und unbequeme Art deutlich. Die für den Text geltenden Entstehungsbedingungen, der Schreibanlaß und die momentane Verfassung des erzählenden Ichs werden höchst additiv, diskontinuierlich und ohne erkennbare interne Kausalität benannt: Das schreibende Ich hat — wie es im ersten Satz heißt — "zu diesen vier Bildern nur wenig Zeit"; kurz darauf: "Wie bin ich pressiert" und "In einer Stunde muß ich zum Arzt". Den Schreibanlaß teilt der zweite Satz in bemerkenswert ungeschickter, fast tautologischer Formulierung mit: "Ich sah Wandgemälde an einer Wand". Der dritte Satz schließt eine Assoziation an, an die im weiteren in keiner Weise angeknüpft wird: "Übrigens sprach ich letzthin mit einem Dekorationsmaler." Die knappen Hinweise auf die psychische und/oder physische Verfassung dessen, der sich da schreibend auf "Vier kleine geschichtliche Bilder" einlassen will, erscheinen manieriert: "Eine Krankheit kränkt mich. Ich werde von einer Art Leid höchlich beleidigt." Die beiden folgenden Sätze operieren fast wie blind: "alles Erdenkliche" beansprucht den Schreibenden, aber das will er nicht schildern; "alle diese Angelegenheiten" umdrängen ihn, aber mehr und genaueres erfahren wir nicht. Eine Frage schließt sich unvermittelt an, in der die Selbstreflexion einen kleinen, unbeholfenen Salto schlägt: "Sollte mich der Umstand plagen, daß ich nicht noch viel, viel mehr geplagt bin?" Und den Schluß des Absatzes bilden zwei Behauptungen aus heiterem Himmel, die all die zuvor formulierte Unsicherheit unglaublich dementieren: "Ich bin unglaublich stark. Hievon hat kein Mensch eine blasse Ahnung." —

Gäbe es eine 'Strategie und Taktik des literarischen Anlaufs', so wäre das, was Walser hier bietet, so verunglückt, wie man es kunstvoller/kunstloser kaum zuwege brächte. Was dann in vier Abschnitten, in den

'vier Bildern' folgt, sind ironische Miniaturen von einer Leichtigkeit und von einem Ernst, wie sie die deutsche Prosa dieses Jahrhunderts selten bietet. — Das Material, auf das sie sich aus äußerster Distanz beziehen, ist das der Lese- und Geschichtsbücher, in denen das zeitlich und örtlich entfernte; reale Geschehen sich seit jeher bis ins Formelhafte hinein verflüchtigt. Walser forciert diese Tendenz noch: Jede historische Konkretion scheint aufgelöst; was berichtet wird, ist das gestanzte Immergleiche: "Der Feind drang ins Land." "Der Feind zog siegreich in die Stadt hinein." Da haust er, "daß man die Hände über den Kopf emporwerfen muß". Schließlich zieht der Feind "mit der Beute, die er mit sich führt, unter wachsamer Bedeckung langsam ab." Es ist, als buchstabiere Walser nach, was man in Caesars »De bello gallico« im Rahmen stupider Übersetzungsübungen wahrgenommen hat: Die Landnahme, die Eroberung, das Beutemachen, das Weiterziehen, erneute erfolgreiche Landnahme u.s.f. — Wie es scheint, nimmt der Erzähler nichts ernst von dem, was er berichtet — nicht die Resistenz eines honorablen Betroffenen, der sich zu unterhandeln weigert, dann "in die Gefilde, das heißt Wälder" eilt, "wo nunmehr vermutlich gekämpft wird", was ihm den Tod einbringt, wie "die Geschichte meldet".

Ernstgenommen wird offenbar auch nicht die Not der Besiegten; ihnen "liegt ob, die Augen zum Himmel zu senden, das heißt nicht die Augen selber, aber die heiß um Rettung bittenden Blicke". Angesichts des Raubs des gesellschaftlichen Reichtums von Jahrhunderten findet das erzählende Ich nur zu einem spöttischen "Es ist ein Jammer". Die Rache schließlich, die die unterlegenen Patrioten an einem militärisch Verantwortlichen nehmen, erscheint dem Ich-Erzähler ebenfalls obsolet: "Nach den Zöpfen, die ihnen den Rücken herunterhängen, muß es die Zopfzeit sein", in der sie agieren. Aus ihr tritt schließlich das erzählende Ich hervor, "um mich im Glauben, ich hätte Beifall verdient, leicht vor euch zu verneigen".

Im Nachhinein scheint alles nur eine Inszenierung gewesen zu sein, eine zirzensische Nummernfolge, in der das historische Geschehen zur Schau gestellt wird, in der es Männchen macht und mit den Hufen scharrt. Der schreibende Dompteur hat sich bisweilen in Erinnerung gebracht — anfangs noch in Form vorgeblicher Selbstkorrektur ("Nein, vorher kommt noch was anderes"), dann gebrochen triumphal — "Wie Sie sehen, wickelt sich Bild um Bild glatt ab. Meine Existenz scheint Gott sei Dank noch intakt" —, dann offen befriedigt: "Mich inzwischen freut meine Emsigkeit".

Die Verbeugung vor dem Leser am Schluß des vierten Bildes ist jedoch nicht die ironische Schluß-Geste des literarischen Dompteurs; ihr folgt

der 'nachdenksame' Anhang, das deprimierende und zugleich utopische Gegenbild. Es ist 70 Jahre später; derselbe Feind schickt in dieselbe Stadt "eine verfrorene, ärmliche Armee, damit sie gepflegt werde". — Der imperiale Gestus des Eroberns ist dahin; der große historische Ausgriff ist auf das Maß derer reduziert, die seine Kosten zu tragen haben: "Die Soldaten gleichen kleinen Kindern. Wie sie bettelig wackeln, wackelig schön tun!" Was bleibt, sind die einfachen, unpatriotischen Haltungen und Handlungen: "Milddenkende kommen ihnen entgegen, nehmen sie in die Häuser, geben ihnen zunächst eine warme Tasse Kaffee zu trinken. Sie sind darüber sehr froh." Wer darüber froh ist — die Erschöpften oder die, die sich ihrer annehmen — verrät dieser zweitletzte Satz nicht. Der letzte ("Es ändern sich beständig die Zeiten") offenbart in Form einer einfachen Aussage die einzige und zugleich allgemeine Hoffnung, die angesichts der anhaltenden geschichtlichen 'Zopfzeit' bleibt — daß sie sich ändert.

Damit ist zugleich die weiterreichende Perspektive des Textes signalisiert: Dessen scheinbar richtungslose Bewegung käme realgeschichtlich zu einem Ende, wenn Geschichte als organisiertes Kontinuum lächerlichen und grauenhaften Unheils an ein Ende käme, wenn es — wie es in Walsers »Räuber«-Roman heißt — tatsächlich über die Kraft ginge zu herrschen, wenn alle geschlagenen und entkräfteten Armeen auf warmen Kaffee angewiesen wären.

So weit ist es noch lange nicht. Im Gegenteil: Der eingangs dank einer schulischen Leistung meiner Großmutter zitierte "fürstliche Held", der sich "mit blitzendem Auge" an die "Spitze seiner Armee" setzte, heißt zur Zeit wahrscheinlich Rambo (und morgen schon wieder anders). Sein ganz unwahrscheinlicher Bizeps vollführt noch immer die Geste des "Mir nach!" Schlagen, treten, stoßen und "Jeder Schuß ein Ruß" — das ist nicht vorbei, so lächerlich es ist angesichts der Computer-Terminals in den headquarters. Und deshalb bleibt ein Text, wie dieser, der das verbale Kriegspathos so spielerisch ernst nimmt, aktuell und utopisch zugleich. Utopisch im Text von Walser ist: erzählend aus der 'Zopfzeit' hervortreten zu können. Wem's gelingt, der kann sich verbeugen. Sein gelungenes Kunststück aber scheint aktuell zu schön, um wahr zu sein. Denn bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit werden weder frierende Armeeangehörige übrigbleiben noch solche, die den Kaffee kochen. Daß das nicht gegen sondern für das Lesen der Schriften Walsers wie Lenins spricht — zwei Autoren, die sich vielleicht in der Zürcher Spiegelgasse getroffen haben — liegt auf der Hand.

Arno Bammé, Renate Genth,
Eggert Holling, Peter Kempin

Technik und Technikkritik

Wider den Frankfurter Reduktionismus

1. Berliner "Modernismus" und Frankfurter "Spürsinn"

Technologisches Zeitalter oder Postmoderne? New Age oder biokybernetische Weltmaschine? Der Streit darüber, in welcher Zeit wir leben, ist entbrannt und längst noch nicht entschieden. Im Dunstkreis dieser "neuen Unübersichtlichkeit" haben wir darauf hingewiesen, daß die bisherige Technikrezeption jedenfalls ungenügend sei.

Die Intentionen, die wir dabei verfolgten, sind häufig mißverstanden worden. Sie passen in das Gut-Böse-Schema gängiger Kritikmuster nicht so ohne weiteres hinein. Unsere Weigerung, moderne Technologien *nur* als Ausdruck kapitalistischen Verwertungsinteresses zu begreifen, der Versuch, die *Widersprüchlichkeit* dieser Technologien herauszuarbeiten, anstatt das hohe Lied der menschlichen Idylle am Webstuhl und in der Töpferei mitzusingen, reicht Schwarz-Weiß-Denkern aus, um uns in die Nähe des Bösen zu rücken, sei's der Klassenfeind, sei's der Technik-Fetisch.

Wir sind nun enttarnt: als heimliche Verehrer Lamettries und, schlimmer noch, als fünfte Kolonne des Kapitals. Das ist ernst gemeint. Der Stachel zielt tief. Robert F. Schmidt (1979) hat in einer ähnlichen Situation den Titel seines Buches »Biomachine Mensch« in der zweiten Auflage (1983) verändert in »Medizinische Biologie des Menschen«. Zu Recht, wie wir meinen, ging es ihm doch nur, womöglich didaktisch motiviert, um eine metaphorische Redeweise. Wir hingegen nehmen wörtlich, was wir schreiben.

Wie gesagt, der Stachel zielt tief, nur verfehlt er sein Ziel. Worum geht es? Zu unserem Buch »Maschinen — Menschen. Mensch — Maschinen. Grundrisse einer sozialen Beziehung«, das die Frage nach dem Verhältnis von Mensch und Technik unter dem Eindruck der informations- und gentechnologischen Entwicklungen neu zu stellen versucht, sind

inzwischen eine Vielzahl von Besprechungen erschienen, deren Tenor von überschwenglicher Zustimmung bis zu völliger Ablehnung reicht (unter anderen: Borries, 1984; Harms, 1983; Menschen und Maschinen, 1984; Schäfer, 1985; Senghaas-Knobloch, 1985). Wir haben all dies unkommentiert gelassen. Bei den Arbeiten von Becker und Schmincke (1985 a, b) halten wir eine Reaktion jedoch für notwendig, exemplarisch, an ausgewählten Beispielen, um allgemeinere Mißverständnisse und unterschiedliche Sichtweisen zu verdeutlichen. Zum einen, weil sie uns in ihrer Kritik Positionen unterstellen, die wir so nie vertreten und auch nie intendiert haben. Zum anderen, weil hier die Kritik mit dem Anspruch technik- und naturwissenschaftlicher Kompetenz auftritt und zentrale Aussagen des Buches umstandslos auf angebliche Ziehväter zurückgeführt werden als von diesen bereits gesagt.

Zentral für ihre Argumentation ist die Behauptung, wir würden Technik lediglich als materialisierte Projektion von Wesensmerkmalen des Menschen begreifen. Sie versuchen, diese Aussage mit einem Zitat aus unserem Buch zu belegen: "Technologie ist nichts anderes als die gegenständlich gewordene Widerspiegelung der menschlichen Seele in die Natur. Maschinen sind vom Menschen produziert. Sie sind nichts anderes als die Materialisierung dessen, was im Kopf, in der Psyche des Menschen bereits vorhanden ist." Dieses Zitat ist korrekt wiedergegeben. Was die Frankfurter jedoch übersehen, ist, daß es sich *nicht* um die Wiedergabe *unserer* Position handelt, sondern um eine Zusammenfassung gängiger Positionen in der bisherigen Technik-Diskussion. Diesen Diskussionsstand haben wir zu drei Hypothesen verdichtet. Die von Becker und Schmincke auszugsweise wiedergegebene Hypothese ist die zweite. Alle drei kommentieren wir gleich im Anschluß auf derselben Seite: "Jede der angeführten Hypothesen hat einen ernst zu nehmenden Erklärungsgehalt. ... Deshalb können jeder der drei Hypothesen bestimmte Relevanzbereiche zugesprochen werden, die sie angemessen zu erklären vermögen. Allerdings werden sie in der Literatur in der Regel als einander ausschließend diskutiert."

Das ist deutlich, und es ist nicht mehr und nicht weniger damit gemeint als tatsächlich dasteht: In der zweiten These, wie in den beiden anderen, sind richtige und wichtige Aspekte enthalten, aber weder reicht es aus, Technik *nur* als Ergebnis naturgesetzlicher Eigendynamik zu begreifen, noch *nur* als Projektion menschlicher Eigenschaften, noch *nur* als Produkt kapitalistischer Verwertung. Im übrigen hatten wir die zweite These präzisiert und Technik eher als *männliche* denn als menschliche Projektion zur Diskussion gestellt. Auch das ist den Frankfurtern offensichtlich entgangen (hierzu inzwischen: Easlea, 1986; McCormach, 1984; Kutschmann, 1986; Kidder, 1984).

Für Leser, die ihren Ehrgeiz darin sehen, ein Buch in vorgefertigte Schubkästchen einzusortieren, etwa nach der Gretchenfrage 'Sind die Autoren für oder gegen die Technik?', für solche Leser mag ein, wie wir meinen, differenzierendes Vorgehen verwirrend und unbefriedigend sein. Sie wähnen sich in ihrer 'klaren' Entweder-Oder-Position vielleicht auch als radikaler; da sind sie ganz 'kritische Kritiker'. In Zeiten zugespitzter politischer Kämpfe mag ein solches Vorgehen unvermeidlich sein. Nur glauben wir, daß die gegenwärtige Diskrepanz — auf der einen Seite heftigste Diskussionen und radikalste Argumente bezüglich der neuen Technologien bei den Kritikern, auf der anderen Seite und von diesen Diskussionen völlig ungerührt die kompromißlose und dynamische Implementierung eben dieser Technologien durch die 'Macher' — daß diese Diskrepanz auch Ausdruck einer Hilflosigkeit der kritischen Kritiker ist, einer Hilflosigkeit, die unter anderem damit zu tun hat, daß die Kritik sich nicht wirklich auf die neuen Technologien einläßt, sich mit ihnen und ihrer Logik nicht auseinandersetzt.

Die bisherige Diskussion vermittelt den Eindruck, als ginge es um die grundsätzliche Entscheidung, ob die neuen Technologien eingeführt werden sollen oder nicht. Dabei ist der Prozeß ihrer Einführung schon seit zwanzig Jahren im Gange, und zwar mit einer Intensität und Kontinuität, die eine Kritik, die dieser Entwicklung äußerlich bleibt, immer zu spät kommen läßt. Man wird den Eindruck nicht los, daß die kritischen Kritiker in einer anderen Welt leben (WRL, 1987).

2. Virtuelle Maschinen und implementierte Theorien

Ärgerlich an den Einwänden von Becker und Schmincke finden wir, daß sie die unserem Buch zugrunde liegende These von der *neuen Qualität der Maschinerie* gar nicht wahrnehmen, sondern ihre Energien immer noch ungebrochen in der Kritik des mechanistischen Weltbildes verschwenden, eine Kritik, die ohnehin von aller Welt geteilt wird. Oder stellt die von uns skizzierte Entwicklung *keine* neue Qualität dar, keine neue Entwicklungsstufe? Dann allerdings würden uns die Argumente hierfür brennend interessieren. Eine Diskussion darüber könnte in der Tat fruchtbar sein. Statt dessen entfachen die Frankfurter eine bedeutungsschwangere Diskussion darüber, ob wir nun Systemtheoretiker seien oder nicht.

Die Übernahme mechanistischer Vorstellungen in Medizin, Biologie und Pädagogik ist, wie Becker und Schmincke bemerken, hinlänglich bekannt. Allerdings haben sie recht, wenn sie feststellen: "... mit solchen

bis zum Überdruß kritisierten Beispielen langweilen uns die Berliner Autoren nicht". Die kritische Beschreibung mechanistischer Weltbilder, Denk- und Verhaltensweisen ist einfach, und darüber läßt sich auch stets leicht Konsens erzielen. Das ist nicht zufällig, sondern gelingt deswegen leicht, weil sich eine solche Beschreibung auf Prozesse bezieht, die im großen und ganzen *abgeschlossen* sind und neuen Entwicklungen Platz machen, denen diese Beschreibung nicht mehr angemessen ist (WRL, 1987).

Darin sind die Frankfurter konservativ: Sie weisen auf die Analysen von Gilbreth oder Taylor oder das Beispiel behavioristischer Lernpsychologie hin und verharren immer noch bei der Kritik am klassischen Mechanismus, während vor allem mit Hilfe des Computers die Fortentwicklung der Technologie eine neue, eigene Qualität erreicht, im Begriff ist, das klassisch-mechanische Niveau zu verlassen. Uns war daran gelegen, die *neuen* Qualitäten, die *Veränderungen* im Prozeß der Automation und im Verhältnis von Mensch und Technik zu analysieren und zu beschreiben. In diesem Zusammenhang halten wir Aussagen, zum Beispiel von Papert, Lacan, Garfinkel, Kohlberg, Günther oder Piaget, für sehr viel aufschlußreicher im Sinne von Realabstraktionen als Aussagen der von den Frankfurtern genannten Autoren. Unsere von Becker und Schmincke gelobte Kritik am Mechanismus haben wir einzig deswegen in das Buch aufgenommen, weil sie eine *historisch* bedeutsame Entwicklung beschreibt, ohne die das Neue der gegenwärtigen Prozesse nicht verstanden werden kann: Technologie als reale Basis postmoderner Unübersichtlichkeit.

Natürlich ist es schwieriger, neue, noch nicht abgeschlossene Entwicklungen zu analysieren als historisch mehr oder weniger abgeschlossene. Wir gehen schon deswegen nicht davon aus, mit unserer Arbeit das letzte Wort gesprochen zu haben, sondern hoffen, eine weiterführende Diskussion anzuregen. In *dieser* Hinsicht akzeptieren wir das Etikett des "Modernismus", das Becker und Schmincke uns zugedacht haben, gerne.

Wie kommen Becker und Schmincke darauf, uns eine Verwandtschaft zur Systemtheorie zu bescheinigen? Oder unsere Überlegungen auf den Ansatz eines Lamettrie und anderer Klassiker zu reduzieren? Bei ihrer Begründung verfahren sie in einer Weise, die sie uns zuvor gerade angekreidet haben. Sie schließen von ähnlichen Phänomenen umstandslos auf einen inneren und ursächlichen Zusammenhang. Anlaß ist für sie der transklassische Maschinenbegriff, bei dem in der Tat die formale Struktur der Maschine eine entscheidende Rolle spielt. Mit dem Computer ist zum ersten Mal eine universelle Maschine entstanden. Ein und derselbe

Computer kann als Buchhaltungsmaschine, als Schachpartner oder zur Steuerung von Raketen benutzt werden. Das, was ihn jeweils zu etwas so Unterschiedlichem macht, ist das *Programm* — also etwas völlig Unstoffliches. Die universelle Maschine 'Computer' zeichnet sich dadurch aus, daß ihre konkrete Tätigkeit, ihr konkretes Verhalten erst durch den formalen Algorithmus des Programms festgelegt wird.

Der ebenfalls formale Charakter der Systemtheorie ist Becker und Schmincke Anlaß genug, hier Zusammenhänge zu unterstellen. Doch der Maschinenbegriff besitzt nicht die Beliebigkeit, die dem Systembegriff eigen ist. Nach systemtheoretischen Prämissen kann nahezu *alles* als System aufgefaßt werden: ein Biotop, eine Stadt, das System der Affekte des Menschen im allgemeinen oder das von Otto Schulze im besonderen, das System der Philosophie oder einer Benzinpumpe. Die Grenzen und die Inhalte können beliebig gesetzt werden, je nach Zweckmäßigkeit und Interesse. Der Maschinenbegriff hingegen versucht, in der Diktion Herbert Marcuses, ein *reales* historisch-gesellschaftliches Projekt zu erfassen. Zunächst: Die Formulierung des Maschinenbegriffs ist keine Frage willkürlicher Definition und auch keine Erfindung von uns. Sie ist in der Informatik entstanden. Und dies nicht, weil die Kybernetik eine Nähe zur Systemtheorie hat, wie Becker und Schmincke vermuten, sondern weil die Informatiker diejenigen sind, die tagtäglich formale Maschinen *produzieren*. Insofern beziehen wir uns auf Ashby als Kybernetiker, nicht als Systemtheoretiker.

Innerhalb der Informatik löst sich der traditionelle, an den äußeren, mechanischen Maschinenkörper gebundene Maschinenbegriff zuerst und am deutlichsten in der *Praxis* auf. Es ist *Praxis*, die sich im neuen Maschinenbegriff ausdrückt. Es ist Realität, daß Maschinen heute als formale Strukturen existieren. Wenn sie in irgendeiner Form körperlich, vergegenständlicht werden, dann ist dieser Körper nur *eine* der möglichen Realisierungsformen ein und derselben Maschine. Bislang war der Begriff der Maschine untrennbar mit ihrem mechanischen Körper verbunden. Damit bedeutete der Begriff zwangsläufig etwas anderes als heute; er bezeichnete qualitativ *andere Inhalte*. Wenn Becker und Schmincke den neuen Begriff als bloße Metapher interpretieren, setzen sie ihn in eins mit dem traditionellen Maschinenbegriff, wie er charakteristisch war für die mechanistische Phase der Industrialisierung. Der *neue* Maschinenbegriff, zum Teil auch provoziert durch die ökologische Kritik, steht für das historische 'Projekt', eine nach einfachen und eindeutigen Gesetzen funktionierende Welt zu *schaffen*, berechnen- und kontrollierbar, sicher und zuverlässig: die Welt als Maschine (siehe etwa Vester, 1980). Damit besitzt der Maschinenbegriff im Gegensatz zur Beliebigkeit der Systemtheorie eine klare Binnenstruktur und unabdingbare

Inhalte, vor allem umfaßt er den Aspekt des Gestaltens bzw. des Umgestaltens, des Machens der Welt. Und im Gegensatz zur neuen Mystik enthält er Eigenschaften wie Eindeutigkeit, Reproduzierbarkeit, Berechenbarkeit, Eigenschaften, die der zweiwertigen Logik entsprechen.

Systemtheorie und Funktionalismus sind nur zwei Wurzeln, die konstitutiv für den transklassischen Maschinenbegriff sind. Entscheidender ist, daß hier Denken und Handeln (Baruzzi, 1973), Wissenschaft und Alltag miteinander verschmelzen, daß, wissenssoziologisch gesprochen, Erkenntnis erzielt wird durch Produktion des zu Erkennenden. Insofern hätten Becker und Schmincke ebenso gut, und wahrscheinlich mit mehr Berechtigung, uns gegenüber den Verdacht des Konstruktivismus formulieren können (Watzlawik, 1981). Atom-, Informations- und Gentechnologien, gleichsam die Speerspitzen des sozialen Projekts der Maschinisierung unserer Welt, streben nicht so sehr ein Abbild der Wirklichkeit an, als vielmehr technologische Vorschläge zur Erzeugung von Realitätsstrukturen: Erkennen durch Handeln. Die Methode wissenschaftlicher Realitätserzeugung, derer sie sich dabei bedienen, ist von Maturana (1982) beschrieben worden:

"Als Wissenschaftler machen wir wissenschaftliche Aussagen. Diese Aussagen werden durch das Verfahren validiert, das wir gebrauchen, um sie zu erzeugen: durch die wissenschaftliche Methode. Diese Methode kann durch folgende Operationen dargestellt werden:

- a) Beobachtung eines Phänomens, das als zu erklärendes Problem angesehen wird;
- b) Entwicklung einer Hypothese in Form eines deterministischen Systems, das ein Phänomen erzeugen kann, welches mit dem beobachteten isomorph ist;
- c) Generierung eines Zustandes oder Prozesses, der entsprechend der vorgelegten Hypothese als vorhergesagtes Phänomen beobachtet werden soll;
- d) Beobachtung des so vorhergesagten Phänomens."

Wichtig hieran ist uns, daß Maturana diese Aussagen als Biologe trifft. Wie Manfred Eigen und seine Mitarbeiter in Göttingen, so arbeiten Maturana und Varela an einer Theorie des Lebens als Maschine. Lebende Systeme definieren sie als physikalische autopoietische Maschinen, die in sich Materie auf eine Weise umwandeln, daß das Produkt ihrer Operation ihre eigene Organisation ist. Aber auch das Umgekehrte gilt: ein physikalisches System ist dann ein lebendes, wenn es autopoietisch ist. Neben der Informations- gerät somit die Biotechnologie ins Blickfeld. Darin drückt sich, wie Varela formuliert, der Übergang von einer physikalischen zu einer biologischen Weltansicht aus. Aber es ist eine mathema-

tisierte Welt (Dombrowski, 1985), eine Welt, von der Heisenberg gesagt hat, in ihr begegne der Mensch niemandem anders mehr als nur sich selbst.

3. Von Spengler zu Maturana

Die Menschheit oder, wem das lieber ist, die Wissenschaft hat eine Handlungskompetenz erreicht, die es ihr ermöglicht, mit Lebendigem ansatzweise so instrumentell zu verfahren wie mit toten Gegenständen. Die Grenzlinie zwischen beidem wird fließender. Dieser Kompetenzzuwachs dürfte nicht ohne Folgen bleiben auf das Wahrnehmungsvermögen des Menschen bzw. der Wissenschaft, im guten wie im schlechten. Es ändert sich mehr als nur der "Anwendungszusammenhang" (Kluge) der Wissenschaften. Hierauf wollten wir aufmerksam machen. Uns deshalb in die Nähe Spenglers und, andeutungsweise, faschistischer Lebens- und Todesmetaphern zu rücken, das halten wir dann doch für sehr verwegen. Zwischen Spenglers lebensphilosophischem Gegensatz von Tod und Leben und der Theorie autopoietischer Maschinen bei Maturana und Varela liegt, zeitlich gesehen, die Entzifferung der DNS-Struktur. Handelt es sich bei ersterem um eine Variante konservativer Gesellschaftskritik, so bei letzterem um ein radikalkonstruktivistisches Modell zur überprüfbaren Naturaneignung. Mit geistes- und naturwissenschaftlichen Etikettierungen wollen wir hier gar nicht argumentieren. Wenn zu unterschiedlichen Zeiten sprachlich identische Begriffe benutzt werden, heißt das noch lange nicht, daß auch die ihnen zugrunde liegenden Sachverhalte identisch sind. Eine als Vorwurf formulierte Aussage, wir würden eine Neuauflage von Vergangenem betreiben, wäre nur dann überzeugend, wenn wir uns auf das gleiche historische Material bezögen. Das tun wir nicht. Und wir bemühen uns gerade um eine Differenzierung der Begriffe, um den neuen Gegebenheiten Rechnung zu tragen. Worum es uns geht, und wir betonen es an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich, ist, Technik, Technologie, Maschine als *soziales* und *historisches* Projekt begreifbar zu machen, einen Beitrag zu leisten beim Abbau von Defiziten sozialwissenschaftlicher Technikforschung, allerdings auf der Höhe technik- und naturwissenschaftlicher Entwicklungen. In der Kritik hieran fallen Becker und Schmincke hinter das erreichte Problembewußtsein bei Thomas Kluge (1985), auf den sie sich ausdrücklich beziehen, zurück. Unseres Erachtens drückt sich in den Entwürfen der Informations- und Biotechnologien, und *das* halten wir für das Wesentliche, eine historisch neue Stufe der Bearbeitung innerer und äußerer Natur durch den Menschen aus, ganzheitlicher, weniger grobschlächtig. Es geht hier nicht, wie in der neuen Mystik, um Kontemplation und Rückzug aus der Natur, sondern um ein Gestaltungsun-

ternehmen, das alles bisherige in den Schatten stellt. Damit, und Arne Raeithel (1985) hat jüngst noch einmal darauf hingewiesen, stellt sich die Frage, was Leben sei, völlig neu. Nicht nur verlagert sich die Schnittstelle zur Maschine in den durch seine Hautgrenzen umschlossenen Menschen, sondern zugleich gilt auch, daß der Körper des Menschen immer weniger an seiner Hautgrenze endet, ein Gedanke, den Tibon-Cornillot (1979; 1984) am Beispiel des Detektors, des Ultraschalls und des Infrarots versucht hat zu entwickeln, wie überhaupt die Franzosen in dieser Hinsicht viel spielerischer und zwangloser mit der neuen Problematik umgehen.

4. Neue Einheit der Wissenschaften?

Auch unter erkenntnistheoretischen und wissenschaftsdidaktischen Aspekten sind die qualitativen Veränderungen der modernen Technologien erhellend. Sie erzwingen eine Loslösung der Kritik von den konkreten Äußerungsformen der Technik und lenken den Blick auf die grundlegendere, auf die Technik produzierende Logik. Aber auch hier können sich Becker und Schmincke wieder nicht von eingefahrenen Argumentationsmustern befreien. Sie kritisieren, daß wir uns zu sehr mit Fragen der Logik beschäftigen, und bemerken, für uns sei die Zukunft der Welt die Zukunft der nach dreiwertiger Logik funktionierenden Maschine. Statt dessen hätten sie lieber gesehen, wenn wir uns mehr mit der Analyse "erkenntnisleitender Interessen" befaßt hätten. Dabei bleibt ihnen offensichtlich unklar, daß beides nicht gegeneinander steht, sondern daß das eine mit dem anderen zusammenhängt. Es geht uns selbstverständlich nicht darum, eine drei-, fünf- oder siebenwertige Logik zu etablieren und auf dieser Grundlage Maschinen zu bauen. Es geht vielmehr darum, das *erkennende Subjekt* aus dem Prozeß des Erkennens nicht länger auszuschließen. Ein solches Unterfangen allein auf der Grundlage der zweiwertigen Logik mit den sie konstituierenden Prinzipien ist schon aus logischen Gründen nicht möglich (vgl. Günther, 1978; Meyer, 1985).

Eine der Tendenz nach ähnliche Kritik ist von anderen Autoren ebenfalls formuliert worden, so daß es uns sinnvoll erscheint, noch einmal darauf einzugehen, warum wir die Analyse der Logik für wichtig halten und was dies mit erkenntnisleitenden Interessen zu tun hat. Offensichtlich ist dieser Zusammenhang in unserem Buch nicht deutlich genug, vielleicht auch mißverständlich ausgeführt worden.

Der Begriff des "erkenntnisleitenden Interesses", wie er von Becker und Schmincke beschworen wird, greift, obschon er einen richtigen und

wichtigen Aspekt ins Blickfeld rückt, zu kurz. Das Denken, das Maschinen hervorbringt, ist Grundlage der abendländischen Wissenschaft, nicht nur der bürgerlich-kapitalistischen und der modernen Technik. Technik und Wissenschaft sind in dieser Hinsicht siamesische Zwillinge. Sie verschmelzen miteinander. Das, worauf moderne Technik-Kritik zielt, kann sich deshalb nicht in den durch die kapitalistische Produktionsweise mit hervorgerufenen Folgen erschöpfen. Eine solche Einsicht muß nicht zwangsläufig eine Flucht in anthropologische Überlegungen bedeuten. Alfred Sohn-Rethel (1970), Rudolf Wolfgang Müller (1977) und Bodo von Greiff (1976) zum Beispiel versuchen plausibel zu machen, daß die abendländische Logik, ihre Art und Weise der Weltinterpretation und -konstruktion eng verknüpft sei mit dem Typ von Gesellschaftsformation, den sie repräsentiert: dem der warenproduzierenden Gesellschaft. Hinter der Maschinisierung unserer Lebenswelten steht als universelleres Strukturprinzip das formale operationale Denken (Dombrowski, 1985).

Von Becker und Schmincke wird übersehen, daß die Zweiwertigkeit des Denkens der *logische Ausdruck* einer einfachen Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt ist. Das Subjekt erkennt die Wahrheit der objektiven Welt in der Form des In-Sich-Aufnehmens. Dazu *muß* es sich selbst negieren. Es begreift sich damit notwendig selbst als Störgröße im Forschungsprozeß, die es zu eliminieren bzw. zu minimieren gilt. Der Mensch kann innerhalb dieses Denkens und der von ihm getragenen Wissenschaft nicht als Subjekt, sondern nur als Objekt erscheinen.

Das erkennende Subjekt, der Prozeß der Reflexion selbst ist als Gegenstand der Erkenntnis bereits logisch ausgeschlossen (und damit übrigens auch die "erkenntnisleitenden Interessen"). Sicher! In der Philosophie gab es Versuche, den einfachen Dualismus von Subjekt und Objekt zu überwinden, den Reflexions-prozeß selbst zum Gegenstand der Reflexion zu machen, vor allem im deutschen Idealismus, am umfassendsten wohl bei Hegel, dann bei Marx bis hin zur Frankfurter Schule. Aber die praktische Durchschlagskraft des maschinenförmigen Denkens in den Natur- und Technikwissenschaften ließ die philosophische Kritik ins Leere laufen. Erst mit der Quantentheorie — und darin liegt die Bedeutung der von Becker und Schmincke absurderweise bedrittelten Verwendung dieses Beispiels durch uns — stößt ein solches Denken in den Naturwissenschaften selbst auf praktische Grenzen, die durch die einfache Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt gesetzt sind, und zwar auf *systematische*, nicht bloß auf experimenteltechnische Grenzen.

Erkenntnistheoretisch und wissenschaftsdidaktisch bedeutsam daran ist — und dieser Zusammenhang wird von den Frankfurtern verharmlost

— daß die philosophischen und logischen Grundlagen der Naturwissenschaften nun *immanent* in Frage stehen, daß die Trennung von Subjekt und Objekt nicht nur nicht praktikabel, sondern systematisch unmöglich wird. Der subjektive Anteil an der Erkenntnis kann von der Naturwissenschaft nicht länger abgetrennt werden. Und das gilt auch für die 'erkenntnisleitenden Interessen'.

An diesen Zusammenhang knüpft unsere Kritik der tradierten Trennung der Wissenschaften an und nicht an eine Hoffnung auf Einheitsstiftung durch die Systemtheorie. Die Trennung der Wissenschaften basiert auf dem Ausschluß des erkennenden Subjekts aus dem Erkenntnisprozeß. Erst dadurch ist es möglich, unterschiedliche Objektbereiche zu definieren, wie etwa Natur- oder Sozialwissenschaften, und diese Trennung dann zu begründen durch unterschiedliche Eigenschaften dieser Bereiche selbst. Bei solcher Sichtweise wird unterstellt, daß es sich um Eigenschaften handelt, die die Objektbereiche wissenschaftlicher Erkenntnis von sich aus auf immer und ewig besitzen, und nicht um Zuschreibungen, um Sichtweisen der erkennenden Subjekte (Ziman, 1982; Schmidt, 1987; Krohn, Küppers, Paslack, 1987). Eine Diskussion darüber, warum ein bestimmter Objektbereich in einer bestimmten historischen Phase so und in einer anderen Phase anders gesehen wird, kann nicht zugelassen werden, wäre doch damit das Fundament der Trennung wissenschaftlicher Disziplinen in Frage gestellt. Nicht zu leugnende Veränderungen in den wissenschaftlichen Sichtweisen können daher auch nicht als durch unterschiedliche Situationen, Interessen, Voraussetzungen und Bedingungen der erkennenden (historischen) Subjekte gedeutet werden (hierzu Otte, 1985), sondern allenfalls als ein Prozeß der ständigen Annäherung, der besseren Anpassung der Erkenntnis und ihrer Methoden an die objektiven Strukturen der Welt.

Der transklassische Maschinenbegriff kennzeichnet ein anderes Bild der Wissenschaft und des Verhältnisses von Subjekt und Objekt. Die Zuordnung maschinenhafter Strukturen zu den Gegenstandsbereichen der Naturwissenschaften ist nicht in erster Linie ein Prozeß des Erkennens, sondern des 'Machens', des Produzierens. Die Wirklichkeit der Naturgesetze liegt nicht in der Natur, sondern in der mit dem Material der Natur gemachten 'zweiten Natur' (Dombrowski, 1985). Die Menschen haben eine neue, eine künstliche Welt geschaffen, in der diese 'Naturgesetze' tatsächlich weitgehend funktionieren; eine Welt, in der diese Gesetze keine Projektionen mehr sind, sondern reale Eigenschaften dieser Welt. Wenn man zum Beispiel das wie auch immer geartete Sonnensystem mit dem, was wir unter Planetensystem *verstehen*, gleichsetzt, verkennt man den Projektionscharakter naturwissenschaftlicher Aussagen. Das ist ein Sachverhalt, der in jüngster Zeit von den Konstruktivisten wieder thematisiert

wird. Sie gehen hierbei auf Vico und Kant zurück und führen, verkürzend formuliert, aus, daß wir die Naturgesetze deshalb in der Natur finden, weil wir sie, nach Vico, vorher gemacht haben (das Wahre ist daselbe wie das Gemachte) bzw. weil sie, nach Kant, der Natur vorgeschrieben werden. Jedenfalls werden sie nicht aus der Natur geschöpft. Schon Vico verwendet den Begriff der "Operation" nicht zufällig, denn, wie wir an unserem Maschinenbegriff gesehen haben, er ist zentral für die abendländische Art und Weise, natürliche und soziale Lebenswelten nicht nur zu interpretieren, sondern zu *konstruieren*, ein Sachverhalt, der mit der gegenwärtigen Maschinisierung unserer Lebenswelten besonders anschaulich wird.

Schon diese grobe und vereinfachte Skizze des Ansatzes zeigt, daß die Trennung der wissenschaftlichen Disziplinen nicht mehr aufrechterhalten werden kann, sobald die zweiwertige Logik in Frage gestellt wird und mit ihr unter anderem die strikte Trennung von Subjekt und Objekt. Man mag von dem Ansatz halten, was man will, in Systemtheorie, wie Becker und Schmincke uns vorwerfen, läßt er sich nun wirklich nicht auflösen.

Natürlich lassen sich die immer dringlicher werdenden Probleme, die durch den Ausschluß des handelnden und denkenden Subjekts aus dem Erkenntnisprozeß entstehen, von den Antinomien der Mathematik über die Quantentheorie, die Probleme des Umweltschutzes usw. im institutionalisierten Wissenschaftsbetrieb weiterhin verdrängen. Wie lange das 'gut' geht, läßt sich schwer abschätzen. Wir haben lediglich einige Phänomene benannt, an denen erkennbar ist, daß die skizzierte Problematik vielfach gebrochen auch in den Einzelwissenschaften aufscheint. Welche praktischen Konsequenzen daraus gezogen werden, ist allerdings eine ganz andere Frage. In seinem Klagenfurter Referat hat Winfried D'Avis darauf hingewiesen, daß sich das Thema einer Einheit der Wissenschaften inzwischen ganz praktisch stellt: in der Erforschung der Künstlichen Intelligenz. Praktisch deshalb, weil die Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen über den bloßen Austausch von Wissen hinausgehen und die Einheit sich in der Einheit des gemeinsam geschaffenen Produkts beweisen muß.

5. Die Maschinisierung menschlicher Lebenswelten

Historisch gesehen ist die Maschinisierung menschlicher Lebenswelten sicher nicht nur ein Phänomen der bürgerlichen Gesellschaft; sie hat ihre universelle Ausprägung allerdings erst im Kapitalismus erreicht. Hier, und insbesondere in den letzten Jahrzehnten der Computerisierung, wer-

den Konturen klarer, und der Begriff der Maschinisierung läßt sich schärfer fassen: als Implementierung von Theorie. Operationale Theorien lassen sich definieren als virtuelle Maschinen, und Maschinen lassen sich begreifen als implementierte Theorien. Dieser Punkt ist zentral für unsere Argumentation. Wir wollen deshalb noch etwas Zeit darauf verwenden.

Tagtäglich formulieren wir als Wissenschaftler, aber auch sonst, Theorien, das heißt Aussagensysteme der unterschiedlichsten Art. Wir formulieren zum Beispiel ethische Prinzipien, machen uns Gedanken über das Wesen freundschaftlicher Beziehungen, über die Interessenlage von Politikern, schließlich schreiben wir vielleicht noch ein Programm in Pascal, um ein betriebliches Problem zu lösen. Unter all diesen Theorien über die Welt im allgemeinen und über spezielle Alltagsprobleme im besonderen gibt es einen Teil, der operational formulierbar ist, wie zum Beispiel unser Pascal-Programm. Andere Theorien sind zwar als (oft sogar überprüfbares) Aussagensystem formuliert; im strengen Sinn können sie jedoch nicht in Handlungsbegriffe überführt, operationalisiert werden. Hierzu gehören zum Beispiel (immer noch) ethische und religiöse Theorien.

Obwohl in der Regel aus diesen Theorien Verhaltensansprüche deduziert werden, kann dieser Vorgang jedoch nicht 'effektiv' beschrieben werden. Der Grad der Operationalität kann dabei sehr unterschiedlich sein. Hierzu ein Beispiel: Ein Kind soll lernen, jemanden, den es zum ersten Mal trifft, zu grüßen. Die Mutter sagt: "Wenn Du Frau Meier siehst, dann grüße sie!" Operationaler wäre schon folgende Aufforderung: "Wenn Du Frau Meier siehst, dann bleibst Du stehen, siehst sie an und sagst 'Guten Tag!'" Noch operationaler wäre folgende Anweisung: "Trifft ein Soldat einen Vorgesetzten, dann nimmt er folgende Haltung an: Hinterkopf, Gesäß und Fersen bilden eine Lotlinie; die Füße stehen in einem Winkel von neunzig Grad symmetrisch zur Körpermitte" usw., usw.

Ziel der operationalen Formulierung ist die Einschränkung des subjektiven Interpretationsspielraumes. Theorien, die in diesem Sinne vollständig operational formuliert werden können, sind virtuelle Maschinen. Umgekehrt kann jede Maschine als implementierte Theorie interpretiert werden, als eine Theorie, die in operationaler Form eine konstruktive Aussage über die Welt bzw. über ein Problem in dieser Welt macht.

Diese Bezeichnungen sollen dem schon von Arnold Gehlen (1957) beschriebenen Sachverhalt Rechnung tragen, daß die praktische Verwendung, die Konkretion theoretischer Maschinenentwürfe, die wie bei NC-

Maschinen zunächst nur in mathematischer Form vorliegen (vgl. Noble, 1981), immer häufiger im nachhinein erfolgt. Maschinen werden immer seltener auf induktivem Wege konstruiert, durch Verallgemeinerung und Abstraktion von sinnlich-konkreter, handwerklicher Erfahrung, sondern abgeleitet aus abstrakten mathematischen Formeln und naturwissenschaftlichen Gesetzmäßigkeiten. Die Verwissenschaftlichung menschlicher Produktion, die Einbindung der Wissenschaft als 'normales' Subsystem in den gesellschaftlichen Alltag erzwingt eine Neuinterpretation des Maschinenbegriffs. Mit seiner Hilfe können wir eine Unterscheidung treffen zwischen der abstrakten Struktur der Maschine und ihrer stofflichen Vergegenständlichungsform, also dem Stoff, auf dem sie schließlich implementiert ist. Das kann in Form psychosozialer Fähigkeiten eines Menschen geschehen, in Kupfer, Kunststoff, Eisen und ähnlichem, oder als Symbolstruktur in Form eines Programms.

Die so entworfenen und schließlich auf Maschinen implementierten Theorien beschränken sich nicht auf Straßen, auf Infrastrukturen schlechthin, oder technisches Gerät, sondern erfassen früher oder später den Menschen selbst, zwingen ihn, maschinenförmige Eigenschaften an sich selbst zu entwickeln, wie Pünktlichkeit, Stetigkeit, Zuverlässigkeit und Berechenbarkeit. Das Maschinensystem verleibt sich den Menschen ein, er wird zum *Teil* der Maschinerie. Sicher ist, daß ihm dieser Vorgang nicht äußerlich bleibt; ebenso sicher ist, daß er in seiner Existenz als Mensch nicht im Maschinenteil aufgeht.

Wie die maschinenförmigen Anforderungen innerpsychisch verarbeitet werden, dazu haben wir, abgesehen von Hinweisen auf die einschlägige Literatur, etwa auf Elias (1978) oder Turkle (1986), neuerdings Schurz, Pflüger (1987), keine Antwort gegeben. Schon gar nicht die, daß das Gehirn computerartig strukturiert sei, wie uns unterstellt wird. Kompliziert wird die Frage zusätzlich dadurch, daß der Mensch nicht nur Opfer, sondern auch Täter ist. Die Produktion von Maschinen ist nicht allein das Ergebnis kapitalistischer Gesellschaftsstrukturen, sondern verwoben mit menschlichen Bedürfnissen und Denkweisen, wie immer sie im konkreten Fall auch entstanden sein mögen.

Wir haben versucht, die neue Qualität in der Entwicklung und Durchsetzung maschineller Systeme näher zu bestimmen. Mögen unsere Antworten vorläufig sein und auch Widersprüche enthalten. Für sinnvoll hätten wir eine Diskussion darüber gehalten, ob die von uns angebotenen Interpretationen eine Basis in der sozialen *Realität* haben. Warum ist die zweitwertige Logik seit Jahrtausenden die herrschende Logik? Warum halten die Menschen seit Jahrtausenden an ihr fest, durch die verschiedensten gesellschaftlichen Systeme hindurch? Ist diese Logik dem Menschen nur

äußerlich? Das sind Fragen, über die wir gern mit Becker und Schmincke diskutieren würden. Statt dessen wird uns eine Diskussion darüber aufgenötigt, ob wir nun verkappte Systemtheoretiker seien, oder darüber, ob wir nicht Aussagen modernistisch aufputzten, die in ihrem Kerngehalt schon von anderen Autoren um die Jahrhundertwende vorgebracht worden seien. Beispiele für die theoretische Einfallslosigkeit im wissenschaftlichen Umgang mit dem Phänomen der Maschinisierung unserer Lebenswelten, seinen Voraussetzungen und Folgen, gibt es im deutschen Sprachraum sicher genug (exemplarisch: Jokisch, 1982). Auf neue Fragen alte Antworten zu geben, war unsere Absicht nicht.

Die Notwendigkeit einer Diskussion lugt aus allen Löchern und Spalten hervor, eine Diskussion, die auch die 'großen Theorien' zur Disposition wird stellen müssen. Wie sonst, als zur Disposition, sollte eine Theorie auch stehen? Die Situation ist offener denn je. Auch in der lang andauernden Kontroverse zwischen Arne Raeithel und WRL in dieser Zeitschrift ist es ja nicht so, daß ausnahmslos der eine recht und der andere unrecht hätte. Vielleicht muß unter dem Eindruck der neuen Technologien das Verhältnis von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen tatsächlich neu durchdacht werden; vielleicht muß die Kontroverse der sechziger Jahre um den geschichtsphilosophischen Determinismus bei Marx, der auf Hegel zurückgeht, und seine kritisch-analytischen Intentionen (exemplarisch: Damus, 1969) unter veränderten Vorzeichen erneut aufgenommen werden. (Neusüss, 1984, 1986; Furth, 1985) Erste Ansätze hierzu finden sich bereits, so unter anderem in dem Versuch von Heinz Hülsmann (1985), die Kategorie der Technologischen Formation zur Bezeichnung der gegenwärtigen Gesellschaftssysteme in Ost und West einzuführen, sowie in dem von Jean Baudrillard (1982) beschriebenen Verlust des symbolischen Tausches, eine Folge der Technologie, die nach Hülsmann zu metonymischer Produktion führt, einer Produktion um ihrer selbst willen, in der Arbeit nicht mehr produktiv ist, sondern selbst Produkt wird, Produktion als sinnvolles menschliches Unterfangen nur noch dem Namen nach.

6. Konkurrenzorientierung und interdisziplinäre Zusammenarbeit

Wir leben unter den Bedingungen einer technischen Zivilisation, die sich unseres Erachtens durch zwei wesentliche Merkmale auszeichnet: einmal durch zunehmende Arbeitsteilung und Spezialisierung, zum anderen durch zunehmende Vernetzung gesellschaftlicher Subsysteme und ihre Integration durch 'intelligente' Maschinen und Maschinensysteme. In dieser Situation ist es wohl unmöglich, daß ein einzelner Mensch kompe-

tente, wissenschaftlich begründete Aussagen zu den gegenwärtigen Problemen technischer Zivilisation in ihrer Komplexität machen kann. Ihre Bewältigung ist allenfalls vorstellbar durch interdisziplinär zusammengesetzte Arbeitsgruppen, in denen die einzelnen Gruppenmitglieder sowohl über Tiefen- (Spezial-) als auch über Breitenqualifikation verfügen (übergreifende Kompetenzen).

Es ist eine verbreitete Illusion anzunehmen, daß es möglich sei, eine Arbeitsgruppe, die wirklich interdisziplinär arbeitet, dadurch ins Leben rufen zu können, daß man einfach verschiedene Personen aus unterschiedlichen Fachdisziplinen zusammensetzt, auf daß sie sich ergänzen mögen. Ein solches Vorgehen produziert mit Sicherheit nur eine additive Aneinanderreihung von Einzelbeiträgen.

Eine interdisziplinäre Zusammenarbeit, die diesen Namen auch tatsächlich verdient, ist deshalb so schwierig, weil sie konträr liegt zu den gesellschaftlichen Normen, besonders zu den extrem individualistischen und konkurrenzorientierten Leitbildern an unseren Universitäten. In nahezu allen Situationen wird Individualismus positiv und Kooperation negativ sanktioniert. Es ist daher nicht zufällig, daß zwar von Gruppen-, Team- und Zusammenarbeit viel die Rede ist, gelungene Beispiele für solche kooperativen Arbeitsformen jedoch mit der Lupe gesucht werden müssen.

Die traditionelle Gruppenzusammensetzung aus Spezialisten führt in der Regel dazu, die Basis von wirklicher Zusammenarbeit, nämlich *Auseinandersetzung*, zu verhindern: Erkennst Du mich an als Experten für Physik, erkenne ich Dich an als Experten für Psychologie. Läßt Du meinen Text in Ruhe, laß ich Deinen Text in Ruhe. Das ist die sicherste Strategie, um Gemeinsamkeit zu vermeiden.

Die Formen der Zusammenarbeit, die unserem Buch zugrunde lagen, sind schwerer zu realisieren und auch zeit- und arbeitsaufwendiger. Das Buch wurde von sechs Koautoren aus unterschiedlichen Disziplinen als Gemeinschaftsprodukt erarbeitet, eine Tatsache, auf die merkwürdigerweise nicht einer der Rezensenten eingegangen ist, auch nicht einer von jenen, die die Worte Gruppen-, Kollektiv- oder Teamarbeit ständig im Munde führen. Wohlgemerkt: unter Gemeinschaftsprodukt verstehen wir nicht die bloße Zusammenfassung von sechs individuellen Einzelbeiträgen zwischen zwei Buchdeckeln. Es ist mit Sicherheit einfacher und geht schneller, von sechs Einzelpersonen sechs Bücher schreiben zu lassen, als zu sechst eines als Produkt *gemeinsamer* Arbeit zu schreiben. Die Voraussetzungen nicht nur fachlicher, sondern auch persönlicher Art sind kaum zu unterschätzen. Ein Gruppenklima zu entwickeln,

das jenseits üblicher Konkurrenz ermöglicht, zum Beispiel den eigenen Text von anderen Gruppenmitgliedern 'kaputt' machen zu lassen, oder umgekehrt entsprechend mit den Texten anderer zu verfahren, dazu bedarf es einer mühevollen *Gegen* sozialisation. Die institutionellen Zwänge führen üblicherweise zu Orientierungen, die für jede Teamarbeit kontraproduktiv sind, wie die Fähigkeit zur Selbstdarstellung, zur Verdeutlichung und Herausstreichung individueller Anteile am Produkt usw. Und auf der inhaltlichen Seite ist der Aufwand ähnlich groß. Auch hier geht es zum Beispiel nicht darum, naturwissenschaftliche Ansätze durch sozialwissenschaftliche zu ergänzen, sondern darum, daß der Sozialwissenschaftler ansatzweise Naturwissenschaftler wird und der Techniker Soziologe. Jedenfalls ein großes Stück weit.

Eines ist allerdings kaum erreichbar: eine Arbeit abzuliefern, die in sich völlig konsistent und widerspruchsfrei ist. Trotz aller langjährigen Annäherung sind die sechs Autoren zum Teil extrem unterschiedliche Persönlichkeiten geblieben mit durchaus unterschiedlichen Weltbildern und zum Beispiel auch unterschiedlichen Einschätzungen des vorliegenden Buches.

Literatur:

- Arno Bammé, Günter Feuerstein, Renate Genth, Eggert Holling, Renate Kahle, Peter Kempin: *Maschinen — Menschen, Mensch — Maschinen, Grundrisse einer sozialen Beziehung*; Rowohlt, Reinbek 1983.
- Arno Baruzzi: *Mensch und Maschine, Das Denken sub specie machinae*; Fink, München 1973.
- Jean Baudrillard: *Der symbolische Tausch und der Tod*; Matthes & Seitz, München 1982.
- Egon Becker, Bernhard Schmincke: *Die kybernetische Persönlichkeit als Reformziel*; in: *päd. extra* 11/1985 (a).
- Egon Becker, Bernhard Schmincke: *L'homme machine* 1985, Anmerkungen zur Mensch-Maschine-Schnittstelle und zum Berliner Modernismus; in: Winfried Hammann, Thomas Kluge (Hrsg.): *In Zukunft*; Rowohlt, Reinbek 1985 (b).
- Volker von Borries: *Technologischer Wandel*; in: *Soziologische Revue*; Sonderheft 1, 1984.
- Renate Dams: *Habermas und der "heimliche Positivismus" bei Marx*; in: *Sozialistische Politik*, 4/1969.
- Winfried D'Avis: *Neue Einheit der Wissenschaften*; Campus, Frankfurt 1984.
- Winfried D'Avis: *Stand der Perspektiven und Probleme der KI-Forschung*; in: Arno Bammé, Wilhelm Berger, Ernst Kitzmann (Hrsg.): *Anything goes — Science everywhere?*; Profil, München 1986.
- Heinz D. Dombrowski: *Mathematisierung von Gesellschaft, Natur und Mathematik*; in: *Debatte* 12/85.
- Brian Easlea: *Väter der Vernichtung*; Rowohlt, Reinbek 1986.
- Norbert Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation*; zwei Bände, Suhrkamp, Frankfurt

1978.

- Arnold Gehlen: *Die Seele im technischen Zeitalter*; Rowohlt, Hamburg 1957.
- Bodo von Greiff: *Gesellschaftsform und Erkenntnisform*; Campus, Frankfurt 1976.
- Gotthard Günther: *Idee und Grundriß einer nicht-aristotelischen Logik*; Meiner, Hamburg 1978.
- Peter Furth: *Frieden oder gerechter Frieden?*; in: *Debatte* 8-9/85.
- Imma Harms: *Die Maschine in uns*; in: *taz* vom 26. 11. 1983.
- Heinz Hülsmann: *Die technologische Formation; Europäische Perspektiven*, Berlin 1985.
- Rodrigo Jokisch (Hrsg.): *Techniksoziologie*; Suhrkamp, Frankfurt 1982.
- Tracy Kidder: *Die Seele einer neuen Maschine, Vom Entstehen eines Computers*; Rowohlt, Reinbek 1984.
- Thomas Kluge: *Gesellschaft, Natur, Technik*; Westdeutscher Verlag, Opladen 1985.
- Wolfgang Krohn, Günther Küppers, Rainer Paslack: *Selbstorganisation, Zur Genese und Entwicklung einer wissenschaftlichen Revolution*; in: Siegfried J. Schmidt, a.a.O.
- Werner Kutschmann: *Der Naturwissenschaftler und sein Körper*; Suhrkamp, Frankfurt 1986.
- Humberto Maturana: *Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit*; Vieweg, Braunschweig 1982.
- Russel McCormach: *Nachtgedanken eines klassischen Physikers*; Insel, Frankfurt 1984.
- *Menschen und Maschinen, Ein Streitgespräch*; in: *Wechselwirkung* 20, 1984.
- Eva Mayer: *Universum/Pluriversum*; in: *taz* vom 25. 3. 1985.
- Rudolf Wolfgang Müller: *Geist und Geld*; Campus, Frankfurt 1977.
- David F. Noble: *Maschinen gegen Menschen*; Alektor, Stuttgart 1981.
- Arnhelm Neuss: *Enttäuschte Gewißheit, Nachwort zur Krise des Marxismus*; in: *Debatte* 1/84.
- Arnhelm Neuss: *Die Ideologien und das Ideologische, Zur Eingrenzung eines unermesslichen Problems*; *Debatte* 4+5/86.
- Michael Otte: *Computer und menschliches Denken oder Die historische Objektivität des Subjektiven*; in: *Debatte*, 4/85.
- Arne Raeithel: *Das Lebendige, das Tote und die Symbolmaschinen*; in: *Debatte* 1/85.
- Arne Raeithel: *Intuitionen, Algorithmen und künstliche Intelligenz*; in: *Debatte* 10/85.
- Arne Raeithel: *Über Mütterarbeit, Ein erneuter Versuch, den Reproduktionsprozeß ins Zentrum zu rücken*; in: *Debatte* 5/86.
- Günter Schäfer: *Eine Kritik an dem Buch »Maschinenmenschen, Menschenmaschinen«*; in: *Chips & Kabel* 20/1985.
- Robert F. Schmidt: *Biomaschine Mensch*; Piper, München 1979.
- Siegfried J. Schmidt: *Der radikale Konstruktivismus: Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs*; in: ders. (Hrsg.) *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*; Suhrkamp, Frankfurt 1987.
- Robert Schurz, Jörg Pflüger: *Der maschinelle Charakter*; Westdeutscher Verlag, Opladen 1987.
- Eva Senghaas-Knobloch: *Menschen und Maschinen, Der nicht zu kleine Unterschied*; in: *Technik und Gesellschaft, Jahrbuch* 3; Campus, Frankfurt 1985.

- Alfred Sohn-Rethel: Geistige und körperliche Arbeit; Suhrkamp, Frankfurt 1970.
- Michel Tibon-Cornillot: Von der Schminke zu den Prothesen, Elemente einer Theorie zwischen dem Außen und dem Innen des Körpers; in: Tumult 2, 1979.
- Michel Tibon-Cornillot: Die transfigurativen Körper, Zur Verflechtung von Techniken und Mythen; in: D. Kamper, Ch. Wulf (Hrsg.), Die Wiederkehr des Körpers; Suhrkamp, Frankfurt 1982.
- Michel Tibon-Cornillot: Die Expansion des Körpers; in: D. Kamper, Ch. Wulf (Hrsg.), Der andere Körper; Mensch und Leben, Berlin 1984.
- Sherry Turkle: Die Wunschmaschine, Der Computer als zweites Ich; Rowohlt, Reinbek 1986.
- Frederic Vester: Neuland des Denkens; DVA, Stuttgart 1980.
- Paul Watzlawik (Hrsg.): Die erfundene Wirklichkeit; Piper, München 1981.
- WRL: Gegen eine technikkritische Wende im Marxismus; in: Debatte 5/85.
- WRL: Optimierung der Arbeitszeit statt Verkürzung, Thesen über Materialismus und Technik; in: Debatte 1+2/87.
- John Ziman: Wie zuverlässig ist die wissenschaftliche Erkenntnis?; Vieweg, Braunschweig 1982.

*Genieß den Wein in deinem Glas
und laß es dich nicht kränken
wenn andere sich ihren Wein
aus andern Flaschen schenken.*

Norbert Elias

Clemens Knobloch

Über die erweiterte Reproduktion der Individuen

I

Persönliche Unabhängigkeit auf sachliche Abhängigkeit gegründet — das ist die Formel für den doppelt freien Lohnarbeiter im Kapitalismus immer gewesen. Freilich nur in der Ebene des Scheins, denn die versachlichten Verhältnisse sind die der Individuen, und die persönliche Unabhängigkeit führt nur scheinbar aus ihnen heraus. Indessen haben beide Momente dieser Einheit in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ihr Gesicht gewandelt. Ein beträchtlicher Teil der Lohnabhängigen in den Metropolen hat zum ersten Mal Raum, die persönliche Unabhängigkeit in den Grenzen zahlungsfähiger Nachfrage auch zu leben. Gleichzeitig ist die sachliche Abhängigkeit abstrakter, selbstverständlicher und unausweichlicher geworden. Die Erweiterung des als relativ selbstbestimmt erfahrenen Privat- und Konsumraums macht sie weniger drückend. Der Rückgang körperlich anstrengender Tätigkeiten nährt die Illusion vom Aufstieg aus der Arbeiterklasse.

Die veränderte Mentalität der Lohnabhängigen ist nichts von diesen erweiterten Reproduktions- und Konsummöglichkeiten radikal Getrenntes, sondern eine Seite derselben. Trotz Skepsis und Krisenstimmung herrscht die Zukunftserwartung vor, am deutlichsten in der Hoffnung zu erkennen, den Prozeß der gesellschaftlichen Aufwärtsbewegung bei den eigenen Kindern fortzusetzen. Die wachsende Zahl der aus dem Kapitalverwertungsprozeß langfristig Ausgegrenzten bleibt für den Rest der Gesellschaft weitgehend unsichtbar — bis auf die monatlich präsentierten dünnen Zahlen.

Mit dem Vormarsch im weitesten Sinne 'privater' Orientierung geht der Verlust von Klassenidentität und gesellschaftlicher Perspektive einher.

Deren traditionell vertraute Formen sind jedenfalls in rascher Auflösung begriffen. Das bringt die Organisationen der Arbeiterbewegung auf den Plan und setzt sie unter Anpassungs- und Erneuerungsdruck. Die SPD bemüht sich mehr oder weniger geschickt um die Leitbilder setzenden 'neuen Mittelschichten'. Der DGB hat sich nach alten Vorbildern der reformistischen Arbeiterbewegung naturwüchsig angepaßt und weithin den Charakter einer freiwilligen Zusatzversicherung angenommen — der Verkauf der BfG an einen Versicherungskonzern ist insofern beinahe eine Symbolhandlung —, die zwar die Ware Arbeitskraft nicht vor den Eventualitäten des Marktes schützt, aber doch allzu dreiste Eingriffe auf den Geldbeutel, die Arbeitsbedingungen und den Arbeitsplatz wenigstens abwehren hilft. Selbst ein bewußter Metalller wie Siegfried Bleicher (DVZ/ die tat vom 24. 4. 87) versteht die Veränderungen in der Arbeiterklasse nicht zuerst als politisch-programmatische Herausforderung, als Anlaß für eine zeitgemäße Erneuerung der Arbeiterbewegung, sondern als "organisationspolitische Zukunftsvorsorge" der IGM, d. h. vom Bestand der Organisation her. Er weiß, daß selbst im harten Kern der Industriearbeiterschaft die Angestellten Leitbildfunktionen übernommen haben, und daß nicht nur die HBV, sondern auch die IGM sich von der alten Arbeiterrhetorik abwenden muß. Mit Steinkühler ist der Wechsel der Leitfigur an der Spitze der Organisation vollzogen. Was aber Siegfried Bleicher dann den Angestellten der Metallbranche anbieten will, um die Gewerkschaft für sie attraktiv zu machen, bleibt eigentümlich dünn und erweckt den Anschein wirklicher Ratlosigkeit. Fest scheint zu stehen, daß es außerbetriebliche Kultur- und Freizeitaktivitäten sein sollen. Da belchrt dann freilich ein Blick in einschlägiges Zahlenmaterial, daß der Kulturretat des DGB nicht erst seit der NH-Affäre an galoppierender Schwindsucht leidet.

Die Zugehörigkeit der Angestellten zur Gewerkschaft ist keine Selbstverständlichkeit. Daß der DGB seine Weltbildfunktionen rasch fallengelassen hat, als der erste Hunger gestillt war, daß er sich ganz auf die Tradition verlassen und ganz in den Betrieb zurückgezogen hat, das droht ihm jetzt zum Verhängnis zu werden.

Franziska Wiethold hat die Unfähigkeit der bundesdeutschen Marxisten, ihre Enttäuschung und Desillusionierung einzugestehen, vorgestellt («Debatte» 8-9/86). Sie sollen die 'Alles-im-Griff'-Haltung nebst den dazugehörigen psychischen Dispositionen aufgeben, um auch für diejenigen wieder attraktiv zu werden, die nicht die Sicherheit eines geschlossenen Weltbildes suchen. In der gleichen »Debatte« berichtete Uwe Koch von seinen Erfahrungen mit der DKP, deren leitende Kader sich um so hartleibiger an parteiinterne überlieferte Organisations- und Politikformen klammern, je rascher die wirkliche gesellschaftliche Entwicklung

diesen den Boden entzieht. Während man allseits den bewußten und engagierten Teil der Intelligenz hofiert, hat es die DKP in den letzten Jahren geschafft, die besten Schriftsteller und Publizisten aus der Partei herauszugraulen, so sie nicht freiwillig den Maulkorb genommen haben. Statt dessen setzt man dort auf den traditionellen Kern der Industriearbeiterschaft, der überall schmilzt wie Butter an der Sonne, der — wie man täglich in der »UZ« lesen kann — einen verzweiferten und erfolglosen Abwehrkampf um den Erhalt seiner Arbeitsplätze führt. Ob aber die Zukunftsperspektive der Klasse der Lohnabhängigen aus einer Schicht kommt, die dabei ist, sich mit ihren Werten und Lebensformen aufzulösen? Werten zumal, die seit wenigstens einer Generation eher defensiv und privat gelebt werden.

Das Proletariat ist ja nicht Wertträger an sich oder identisch mit einem bestimmten Stadium seiner Entwicklung. So wie es ist, hat es die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft mit ihren Widersprüchen, haben es die Klassen erzeugt, in einer Doppelbewegung, die gleichzeitig die traditionelle Industriearbeit vermindert und automatisiert, den Produktionsprozeß verwissenschaftlicht, Verwaltungs- und Kontrollarbeiten vermehrt und die ganze Masse der Arbeitenden zu Lohnabhängigen macht.

Daß es wie bisher nicht weitergeht mit den Organisationen der Arbeiterbewegung, ist Konsens. Wo aber eine 'Anpassung' an die veränderte Lage überhaupt stattfindet, da findet man opportunistische Mimikry gepaart mit unbedingtem Festhalten an den überlieferten und überlebten Organisationsformen, aber keine aktive schöpferische Politik.

II

Sehen wir näher zu. Was hat es auf sich mit Privatismus, Konsum- und Freizeitorientierung und mit den herrschenden Werten der Angestelltenkultur, die nicht mehr fernes Vorbild, sondern längst tägliche Wirklichkeit sind. Was da oft beklagt wird als Ende einer politischen Perspektive überhaupt und namentlich der Perspektive der sozialistischen Arbeiterbewegung, ist auch eine Errungenschaft mit vielen neuen Möglichkeiten radikaler Klassenpolitik. Was als Abwandern der Weltbild-Instanzen in die individuelle Reproduktion erscheint, das ist als massenhaftes Phänomen umgekehrt gleichzeitig die Politisierung, die Vergesellschaftung der individuellen Reproduktion. Die nackte materielle Lebenssicherung der Individuen und Schichten hat sich weiter entpolitisiert. Sie ist nicht einmal bei vielen Arbeitslosen ein chronisch aktuelles Problem und rückt in den Hintergrund gegenüber den *Gestaltungsproblemen* der individuellen

Reproduktion. So wichtig der Kampf um Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen auch ist: er öffnet keine Perspektiven, die über den Kapitalismus hinausweisen. Gerade als erfolgreicher Kampf befestigt er die Bindung der Lohnabhängigen an das Gesellschaftssystem, weil er den individuellen Gestaltungsspielraum erweitert — und das allein bewegt die Gemüter. Auch fördert er die Erfahrung der 'Machbarkeit' von Veränderungen bei uns. Und was die Wirkungen im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit angeht, so werden die Unternehmer allemal schneller rationalisieren und Arbeitsplätze vernichten können, als die Gewerkschaften durch erkämpfte Arbeitszeitverkürzungen kompensieren.

Schon eher bedrohlich für den Gestaltungsspielraum der einzelnen wäre es, wenn es dem Kapital gelänge, eine weitgehende Flexibilisierung der Arbeitszeitendurchzusetzen, mit der Folge nicht längerfristig kalkulierbarer Einkommen und Arbeitszeiten. Doch das alles ist nicht neu. Daß der Kampf um die Verkaufsbedingungen der Ware Arbeitskraft nicht von selbst umschlägt in eine Politik, die den Warencharakter der Arbeit ganz aufheben möchte, ist ein marxistischer Gemeinplatz.

Neu ist weit eher die massenhafte Erfahrung, daß die *Qualität* der individuellen Reproduktion auf Schritt und Tritt von 'großen' gesellschaftlichen Strukturen, Verhältnissen und politischen Entscheidungen abhängt (Vgl. Maase S.103), wenn nicht bedroht wird. Neu ist, daß der Wunsch, *diese* für die individuelle Reproduktion folgenreichen Verhältnisse zu beherrschen, Engagement auslöst und Institutionen hervorbringt, die von selbst, ob sie wollen oder nicht, in Widerspruch zu den Kapitalinteressen geraten. Neu ist, daß sich aus der Sicht der individuellen Reproduktion die Probleme gleichwohl als globale Probleme stellen: Rüstung, Kernkraft, Umwelt, Gleichberechtigung. Obwohl die Engagement kristallisierenden Probleme in der engen Perspektive der individuellen Reproduktion ihren Ausgang nehmen und oft auch dort bleiben — mancher bewältigt die neue Lage durch Umstellen der Ernährung —, schlagen sie rasch und leicht in eine globale Fernoptik um, die es erlaubt, die Chemiekatastrophe von Bophal, das Fischsterben im Rhein und die Konservierungstoffe in der eigenen Nahrung auf eine Reihe zu bringen, an deren Ende die weltweit ungebremste Profitlogik der großen Chemiekonzerne steht.

Für langfristig politische Orientierungen ist diese Ausgangslage widersprüchlich. Sie stellt zwar massenhafte 'Betroffenheit' her, und das ist die erste Stufe der Vergesellschaftung von Problemen, lähmt aber auch die gezielte und mehr als symbolische Aktion angesichts der Allgegenwart der Bedrohungen. Die moralische Fernoptik korreliert mit der Trennung von gesellschaftlicher und individueller Reproduktion im Bewußt-

sein. Die jeweilige Teilnahme des einzelnen am gesellschaftlichen Prozeß schafft die materiellen Möglichkeiten der individuellen Lebensgestaltung und steht darum unter der 'unmoralischen' Nahoptik eines Erhaltungszwangs. Die sanfte Gewalt insgesamt recht kommoder Lebensverhältnisse läßt es geraten erscheinen, den Kampf um die Qualität des außerberuflichen Lebens nicht gerade am Arbeitsplatz aufzunehmen, wo er natürlich gefährlich werden kann, sondern bei Amnesty, Greenpeace oder in der Friedensbewegung. Man 'tut etwas', ohne die eigene Reproduktion leichtfertig aufs Spiel zu setzen. Das Thema Datenschutz bewegt *auch* darum die Gemüter, weil die gegenseitige Abschottung vom beruflichen, administrativen und individuellen Raum, von der so viel abhängt, zunehmend bedroht erscheint durch den Datenhunger von Verwaltungen und Arbeitgebern.

Wie sehr gerade die Angehörigen der 'neuen' Angestellten-Berufe auch dem Kapital als einzelne gegenüberstehen, das erhellt aus dem Umstand, daß der gewerkschaftliche Schutzmechanismus, mit dem man noch am ehesten überzeugen kann, keineswegs die Solidarität der Kollegen ist, sondern der vom Rechtsschutz gegebenenfalls bezahlte Gewerkschaftssanwalt. Und dabei ist gerade der Druck, den etwa EDV- und Verwaltungsangestellte auf die Produktion solidarisch ausüben könnten, gewaltig, und er wächst weiter mit der Automatisierung der Produktion und ihrer zunehmenden Abhängigkeit von kommunikativen Prozessen der Information, Kontrolle, Koordination. Doch ist die dafür zuständige Schicht sich ihrer Macht noch gar nicht recht bewußt. Gerade weil sie ihr Kraftzentrum nicht im Betrieb hat sondern zu Hause, erscheint das Arbeitsverhältnis als privat und das Privatleben als gesellschaftlich. Eine weltanschaulich und moralisch bindende Organisation auf Betriebsebene ist doppelt bedrohlich für die Reproduktionsweise dieser Schicht: als Abzug vom Zeitbudget der individuellen Reproduktion und damit von dem, was als Lebenszeit überhaupt wahrgenommen wird, und als Bedrohung der materiellen Quelle dieser Reproduktion.

Charakteristisch neu sind ja weder die relativ breiten Aufsteigerschichten, noch ist es die auch für gut ausgebildete Arbeitnehmer bedrohliche Arbeitslosigkeit. Neu ist die Gleichzeitigkeit *beider* Phänomene. Die Massenarbeitslosigkeit wird vorerst bei uns noch nicht benutzt, um die Mittelschichten ökonomisch zu drücken, sondern nur um die Bedrohtheit der Reproduktionsqualität in den Köpfen präsent zu halten. Das funktioniert, gerade weil mit der erweiterten individuellen Reproduktion für jeden das Risiko besteht, viel zu verlieren an Lebensmöglichkeit. Hier liegt auch das Hauptinteresse des Kapitals, den befristeten und damit chronisch bedrohten Arbeitsvertrag zur gesellschaftlichen Norm zu machen. Wer ohnehin keine Chance hat, seine Arbeitskraft zu

verkaufen, dessen Fall wird auch vom sozialen Netz kaum gebremst (vgl. Hagen Kühn, »Debatte« 4/87).

Mit diesem Reproduktionsmuster der neuen lohnabhängigen Schichten sind nur bestimmte Themen der Organisationsformen des politischen Engagements vereinbar — jedenfalls solange zum wirklichen Gewicht dieser Schichten in der Produktion nicht das organisierte politische Bewußtsein der Macht hinzukommt —, Themen in erster Linie, die von der materiellen Quelle der jeweiligen individuellen Reproduktion weit entfernt sind. Man halte sich z.B. vor Augen, daß weithin die Mitarbeiter der AKWs deren aktivste Befürworter sind, während der Kampf gegen sie *von außen* kommt. Nur von außen ist die erforderliche Motivtrennung möglich. Das ist eine symbolische Verdichtung der ganzen Lage. Die Schließung der AKWs bedrohte die individuellen und durch hohe Löhne besonders attraktiven Reproduktionsmöglichkeiten der Mitarbeiter, während die übrigen, die anderswo ihr Geld verdienen, die Qualität ihrer individuellen Reproduktion gerade durch den Betrieb der AKWs gefährdet sehen. Hat man aber je davon gehört, daß Gift- oder Strahlenunfälle, und seien sie auch so kaltschnäuzig 'in Kauf genommen' wie die Rheinvergiftungen der letzten Zeit, in den Verursacherbetrieben zu Unruhen geführt hätten? Den Produktionsprozeß hat die herrschende Klasse fest in der Hand. Nicht die Ökonomie scheint der gesellschaftlichen Kontrolle zu entgleiten. Obwohl Dollarverfall und Schuldenkrise in ihren Auswirkungen gleichfalls global sind, bleiben sie weitgehend unsichtbar. Aus der Sicht der individuellen Reproduktion zählt die Ökonomie als doppelter Garant des außerberuflichen Lebens mit den beiden Polen Einkommen und Warenangebot. In diesen beiden Funktionen ist sie unangefochten. Erst indirekt gerät die Ökonomie wieder in den Blick als Produktionsweise, deren Agenten ohne zu zögern auch massive Vernichtung von Lebensmöglichkeiten hier und anderswo für den Profit hinnehmen. Bei Umweltzerstörungen sieht auch die sozialistische Ökonomie nicht besser, beim Warenangebot sieht sie schlechter aus. Auf den ersten Blick erscheinen die 'neuen' Probleme als Menschheitsprobleme, unabhängig von den ökonomischen Gesellschaftsformationen. Das heißt aber nur, daß im Kampf um die Köpfe das System Vorteile hat, das sichtbar radikale und konsequente Lösungen propagiert und praktiziert.

Bei uns fördert die Reproduktionsweise der 'neuen' lohnabhängigen Schichten von selbst eine Form des politischen Engagements, die vereinzelt, indirekt, themengebunden und punktuell ist. Die Vergesellschaftungsbereiche Betrieb und Wohngebiet, an denen die traditionellen Organisationen der Arbeiterbewegung ansetzen, bestimmen nicht allein die Sozialkontakte dieser Schicht. Organisierend wirken weit eher Themen, was auch die nötige Herausbildung und Konzentration von Expertentum

fördert. In Sachen Umwelt, Rüstung, Ausbeutung der Dritten Welt kommen Experten, die der massenhaften moralischen Unterstützung sicher sein können, rasch an den Punkt, wo sie systemüberwindende Vorstellungen und Forderungen entwickeln müssen. Die abstrakte Globalisierung der gesellschaftlichen Probleme ist das natürliche Gegenstück zum Privatismus der erweiterten individuellen Reproduktion. Beide Orientierungen halten und stützen sich gegenseitig, und die unlösliche Verbindung der globalen Probleme mit der individuellen Reproduktionssphäre hemmt deren Umschlagen in praktische und radikale Politik. Ob 3.000, 30.000 oder 300.000 herbstliche Demonstranten für den Frieden sind, bleibt für die Herrschenden unerheblich, da ja die politisch-ökonomischen Institutionen weiterfunktionieren wie bisher und die Medien den neuen Stimmungen bloß verbale Resonanz geben.

Wie zu allen Zeiten erzeugt die gesellschaftliche Bewegung naturwüchsig nur ein abstrakt-moralisches Potential der Empörung. Zur politischen Kraft wird dieses Potential nur, wenn es sich theoretisch versteht und sich praktisch organisiert in bestehenden oder neuen Institutionen. In der Sowjetunion hat man, wie es scheint, verstanden, daß aus dem moralischen Potential der globalen Probleme Politik nur wird, wenn es gelingt, das Potential zu binden im umfassenden demokratischen Umbau der gesellschaftlichen Institutionen. Allein darin liegt auch eine Chance, daß der Sozialismus einen Teil seiner verlorenen Leit- und Vorbildfunktionen wieder erobert. Allzu lange waren die gegen US-gestützte Übermachten kämpfenden nationalen Befreiungsbewegungen bei uns der einzige Halt und Motor derjenigen, die radikal antikapitalistische Politik wollen. Natürlich gehört auch das zur naheliegenden moralischen Fernoptik einer Schicht, die an die eigenen gesellschaftlichen Verhältnisse erst auf dem Umweg über die Dritte Welt wieder heranfindet.

III

Den Leitbildproduzenten präsentieren sich die Spitzen von Administration und Wirtschaft als rastlos tätige, termingepagte, hart arbeitende Schicht, entschädigt durch prestigeträchtige Lebens- und Fortbewegungsmittel, Reisemöglichkeiten, Behausungen, Kleider usw. Aufstiegs-motivation soll offenbar dem zunehmenden Hang abgewonnen werden, das außerberufliche und 'eigentliche' Leben auszudehnen und die Arbeitswelt von diesem her zu sehen. Es gibt äußerst widersprüchliche Tendenzen, einen Teil der Lebensansprüche der individuellen Reproduktion von der Warenwelt abzulösen und an nicht warenförmigen Werten festzumachen. Hier mischen sich freilich die unterschiedlichsten Motive. Den älteren ist die reich differenzierte Warenwelt gehütete Errungen-

schaft, den jüngeren selbstverständlicher Hintergrund. Relative Askese ist teils weltanschaulich abgefedert, teils aber auch durch längere Arbeitslosigkeit erzwungen. Keinesfalls sollte man die gesellschaftliche Integrationskraft des Warenmarktes unterschätzen. Doch gibt es nicht nur in ausgegrenzten und zu radikaler Aktion bereiten Subkulturen, sondern auch in den Schichten, die zentral an der Reproduktion der gesellschaftlichen Verhältnisse beteiligt sind, ein gedämpftes Unbehagen an der von Leitbildproduzenten gepriesenen Lebensweise. Das drängt nun nicht gerade zum politischen Umsturz, aber doch dazu, auch neben Arbeit und Konsum 'etwas Sinnvolles' und moralisch Verantwortbares zu tun. Namentlich unter Ärzten, Technikern, Naturwissenschaftlern gibt es hier einige Bewegung, und sie haben auch zunehmendes Gewicht in öffentlichen Auseinandersetzungen. Es ist dies zunächst nicht mehr als ein 'gesamtgemeinschaftlicher' Reflex auf die Beliebigkeitserfahrung, die den einzelnen mit seinem zufälligen Ort in der gesellschaftlichen Reproduktion verbindet. Aber dieser Reflex kann zurückschlagen in die gesellschaftliche Arbeitsteilung.

Es ist ja weder die "neue Unübersichtlichkeit" noch eine übermäßig segmentäre Differenzierung der gesellschaftlichen Bereiche, was 'gesamtgemeinschaftliche Attitüden' und große politische Entwürfe schwierig macht. Die neuen Probleme sind ganz im Gegenteil einfach, global, bedrohlich und für jedermann sichtbar. Gebunden sind sie an ein gesellschaftliches Subsystem, an dem bei aller sonstigen Unübersichtlichkeit der Interessen jeder teilnimmt, das aber außerhalb der gesellschaftlichen Organisationen steht: an die individuelle Reproduktion.

Bei uns geraten diese Probleme in den Gesichtskreis einer Schicht, deren komfortable materielle Reproduktion mit Haut und Haaren an dem Mechanismus hängt, der auch die globalen Probleme ständig neu erzeugt. Um die qualitative Seite ihrer individuellen Reproduktion zu sichern, muß sie die Verhältnisse ändern und kann sie doch nicht wirklich antasten, ohne dabei ihr materielles Fundament zu gefährden. Das ist der enge Spielraum, mit dem schlecht und recht Politik gemacht wird.

Es gibt bei uns keine Organisation der Linken, die diesen Widerspruch auf eine Art und Weise verkörperte, daß von ihmher gehandelt werden könnte. DGB, SPD und DKP 'greifen' die Themen 'auf' — schon der Ausdruck spricht eine deutliche Sprache — und verschließen sie verbal. Keine Organisation hat mit dem Mobilisierungswert dieser Themen die Logik des eigenen Handelns verändert. Es sind keine Bemühungen erkennbar, die widersprüchlichen Reproduktionsformen zu verstehen, die einen wirksamen Kampf gegen die globalen Bedrohungen lähmen und stillstellen. Ansprüche an die individuelle Lebensweise haben nicht

schon an sich ein politisches Gewicht, schreibt Kaspar Maase (S.244), sie bekommen es nur dann, wenn sie gesellschaftliche Forderungen aufladen und zu politischen Aktionen führen.

Wie schwer tun sich die Gewerkschaften mit Umwelt- und Friedenspolitik. Davon wird auf Mai-Kundgebungen pathetisch geredet, aber wer hätte je gehört, daß die Macht der Organisation auf Betriebs- und Branchenebene in einer solchen Sache nachdrücklich ins Spiel gebracht worden wäre?

Die SPD behilft sich vorerst noch damit, eine 'neue' Friedens-, Umwelt-, Atompolitik in der Opposition zu fordern, und, wenn sie dazu Gelegenheit hat, die alte in der Regierung zu machen. Einige Wähler scheinen das in letzter Zeit gemerkt zu haben. Anstatt — was allein aussichtsreich wäre — den neuen Motiven da organisiert Geltung zu verschaffen, wo die politischen und ökonomischen Verhältnisse der Gesellschaft reproduziert werden, tut die SPD, was sie immer getan hat. Sie fängt die Motive ab, baut sie in ihre breite Selbstdarstellung ein und hemmt ihre wirksame Selbstorganisation.

Solange die Probleme im gesellschaftlichen Raum der individuellen Reproduktion bleiben, erzeugen sie bestenfalls Medienereignisse und Meinungen. Das ist nicht wenig, aber es ist zu wenig. Auch in Chemie- und Rüstungsbetrieben wird ordentlich produziert, bestimmt der Betriebsrat mit, und alle erhalten einträchtig Arbeitsplätze.

Weil die 'neuen' politischen Motive gerade aus der Sphäre kommen, die sich, obwohl auf Schritt und Tritt von Märkten, Waren, Dienstleistungen abhängig, als zunehmend attraktive, Engagement bindende Gegenwart zu den abstrakten, keine 'Anhänglichkeit' und Motivation erzeugenden Großindustrien versteht, sind sie in der Logik der Parteien und Großorganisationen einerseits schwer unterzubringen und können andererseits durch 'Lösungsangebote' in der Konsumsphäre abgefangen werden. Handelt nicht auch schon verantwortlich, wer Katalysator fährt, Biobrot ißt und auf Becquerel achtet? Jeder Versuch, diese Motive politisch zu institutionalisieren, hat es mit der Tatsache zu tun, daß sie zwar 'aufgeladen', an sich aber organisationsfern, risikoscheu und kurzlebig sind, weil sie an der goldenen Kette der erweiterten individuellen Reproduktionsmöglichkeiten hängen.

Nichts geht ohne die Radikalität derjenigen, die als Subkulturen ausgegrenzt und von der Teilnahme an der gesellschaftlichen und von den Genüssen der erweiterten individuellen Reproduktion ferngehalten werden. Gefragt sind Organisationsformen, die das themengebundene Zusam-

menspiel von Expertentum, direkter Demokratie und gezielter Aktion auf Dauer stellen. Gefragt sind Organisationen, die in der Lage sind, den neuen Motiven in den Zentren der gesellschaftlichen Reproduktion Geltung zu verschaffen und ihre Mitglieder vor staatlichen Sanktionen zu schützen. Mißtrauen erwecken Organisationen, die sichtlich von ihrer eigenen unveränderten Bestandslogik her handeln und argumentieren. Nach dieser Seite haben sich nicht nur reformistische, sondern auch kommunistische Organisationen ins Zwielficht gebracht: den globalen Dimensionen der neuen Probleme ist eine Politik, die den unveränderten Bestand der eigenen Organisation als höchsten Wert setzt, offenbar unangemessen und einige Nummern zu klein. Wenigstens das ist von der KPdSU zu lernen. Die hat allerdings insofern andere — bessere und schlechtere — Bedingungen, als der Umbau der Institutionen zwar mit Druck von unten, aber doch auf Veranlassung von oben in Gang gesetzt worden ist.

"Das gewöhnliche Verhältnis des einzelnen zu einer so großen Organisation, wie sie der Staat darstellt, ist das Gewährenlassen", schrieb der hellseher Robert Musil 1916 in sein Tagebuch. Es gibt jetzt ein diffuses Bewußtsein davon, daß man die Großorganisationen von Staat und Wirtschaft nicht mehr einfach gewähren lassen kann. Das spricht sich um so leichter herum, als es ein eigentliches Staatsethos wenigstens bei vielen Jüngeren so gut wie nicht mehr gibt. Bei den Grünen liegt die von den staatsfrommen Parteien anvisierte Sollbruchstelle nicht umsonst in der Frage des Gewaltmonopols. Das Wahlschicksal der Regierung hängt an der mehrheitlichen Wahrnehmung der wirtschaftlichen Lage, und die allgemeine abstrakte Erwartung ist, der Staat habe Niveau und Qualität der erreichten individuellen Reproduktion zu schützen; sehr zum Leidwesen der rechten Ideologen. Je mehr Ansprüche angemeldet werden, die nicht in Mark und Pfennig befriedigt werden können, desto weniger gelingt es, die Kapitalinteressen als die der Allgemeinheit zu verkaufen, den Ausgrenzten ohnehin nicht. Daß die Grünen weltanschauliche Fragen in der Schwebe halten, keine ausformulierte große Programmatik haben, daß sie mit direkter Demokratie viel Widerspruch aushalten und keine glatte Einheitsfassade bieten, ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt ein großer Vorzug. Auch daß sie über die globalen Themen attraktiv sind für etablierte und ausgegrenzte Schichten, daß sie somit auch als Organisation eine Alternative verkörpern und nicht bloß 'Themen aufgreifen'. Ihre Existenz bleibt freilich riskant und stimmungsabhängig, solange sie keine dauerhaften Strukturen in der Nähe der materiellen gesellschaftlichen Reproduktion aufgebaut haben.

Die Kommunisten tun sich schwer, von Gorbatschow zu lernen, weil dann eingefahrene Wege verlassen und verdiente Funktionäre entlassen

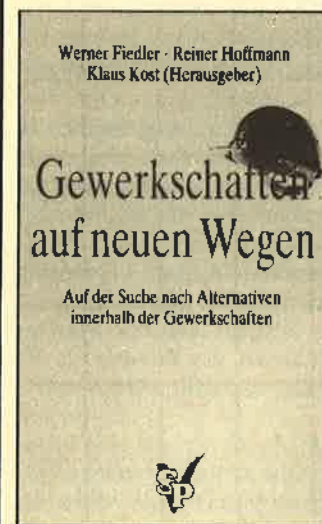
Düsseldorfer Debatte 6-7/87

werden müßten. Manche bei den Grünen scheinen begriffen zu haben, daß es darauf ankommt, die Energie der globalen Motive aus dem unverbindlichen Pendeln zwischen machtlos-moralischer Fernoptik und individuellem Nahraum herauszuholen und sie für einen Umbau der gesellschaftlichen Organisationen von unten zu mobilisieren.

Literatur:

- Siegfried Bleicher, Thesen zur Angestelltenpolitik der IG Metall, in: DVZ/die tat Nr. 17 vom 24.4.87;
Hagen Kühn, Am Fallschirm - Sozialpolitische Umverteilung und private Produktion, in: Debatte 4/87;
Uwe Koch, Die Macht der Kommunisten, in: Debatte 9/86
Kaspar Maase, "Leben einzeln und frei wie ein Baum und brüderlich wie ein Wald...", Wandel der Arbeiterkultur und Zukunft der Lebensweise, Frankfurt/M. 1985;
Franziska Wiethold, Alles im Griff oder Die Angst vor dem Zweifel, in: Debatte 9/86.

Anzeige



Werner Fiedler, Reiner Hoffmann,
Klaus Kost (Hrsg.)

**GEWERKSCHAFTEN
AUF NEUEN WEGEN**

Die Gewerkschaften tun sich noch schwer mit einer Veränderung ihrer Politik. Doch einmal eingeschlagene Richtungen müssen auch revidierbar sein. Problemlösungen müssen auch dort gesucht werden, wo sie in experimentellen kleinen Schritten erfolgen können und die Lern- und Kontrollfähigkeit der Betroffenen beinhalten. Und alte geschlossene Weltbilder dürfen nicht länger gepflegt werden, wo sie einem neuen Management der Vielfalt im Wege stehen. Dieser Band will Diskussionen über neue Wege in und mit den Gewerkschaften anstoßen.

ISBN 3-924800-35-9 224 Seiten, DM 19,80

SP-Verlag, Deutschhausstr. 31
3550 Marburg



Düsseldorfer Debatte 6-7/87

Faktor Mensch

Die sowjetische Soziologin Tatjana Saslawskaja wurde Lesern in der Bundesrepublik zuerst durch den *Spiegel* bekannt. Damals war von einer Wissenschaftler-Gruppe die Rede, die Nosowibirsker genannt, die als Reformer des Breschnjew-Kurses galten. Ihre Bekanntmachung an diesem Ort machte Frau Saslawskaja anderswo so verdächtig, daß man entweder gar nicht von ihr sprach oder wie von einer Chimäre. Im vergangenen Jahr aber trat sie auch für solche deutschen Leser in Erscheinung, für die das wirkliche Leben erst beginnt, wenn darüber nichts in den bürgerlichen Zeitungen berichtet wird. Die Zeitschrift *Sowjetunion Heute* hatte sie porträtiert. Nach der Investitur konnten ihre Äußerungen ebensowenig phantomistisch bleiben wie ihre reale Leiblichkeit. Und so ist es nicht mehr überraschend, Aussagen dieser ehemaligen Erfindung westlicher Geheimdienste nun in den *Marxistischen Blättern* zu finden. In der Mai-Ausgabe (5/87) erschien die Übersetzung eines Prawda-Artikels: »Tatjana Saslawskaja, Umgestaltung und Soziologie«. Die bislang Wesenlose schreibt darin, daß diejenigen, die von der Sowjetunion und ihrer gesellschaftlichen Entwicklung früher faktenreich redeten, nicht über die Wirklichkeit, sondern über Erfindungen ihrer Phantasie gesprochen haben. Ihren sie ehemals dementierenden Ideologen sagt sie, daß deren Dementis einer Heilsgewißheit entströmen, keinem Wissen:

"Wir belegen eine der letzten Stellen nach dem Niveau der sozialen Statistik unter den Industrieländern. Hier mache ich folgenden Vorbehalt: Von meinem Standpunkt aus muß man

nicht das, was in den Archiven der Zentralverwaltung für Statistik lagert, sondern jenes Endergebnis der Angabenbearbeitung als soziale Statistik ansehen, das in der Presse veröffentlicht wird und einem breiten Kreis von Menschen zugänglich ist. Seit der zweiten Hälfte der 70er Jahre wurde ihre Entwicklung gedrosselt. Die Veröffentlichung der Angaben der Volkszählungen in der Sowjetunion wurde seit 1959 immer dürftiger. Immer weitere Teile der sozialen Information blieben den Gesellschaftswissenschaftlern verborgen.

Die Angaben über den Verbreitungsgrad der Kriminalität, über die Häufigkeit von Selbstmorden, über das Niveau des Alkohol- und Narkotikamißbrauchs, über die ökologische Situation in verschiedenen Städten und Rayons werden nicht veröffentlicht, obwohl die genannten Erscheinungen traditionell den Gegenstand der Statistik in ökonomisch entwickelten Ländern bilden. Angaben über die Migration der Bevölkerung aus einer Region in eine andere, aus Städten in Dörfer und umgekehrt sind nicht mehr in der Presse zu finden. Warum sind Angaben über die Struktur der Morbidität der Bevölkerung nicht allen zugänglich? Warum werden die Informationen über die Differenzierung des Niveaus und der Struktur der Einkommen, des Wohlstands der Bevölkerung so dürftig publiziert?"

Im Vergleich mit den um eine historische Epoche zurückliegenden USA, sagt Tatjana Saslawskaja, stehe die sowjetische Soziologie wie ein unentwickeltes Kind da: "Bei uns erscheint nur eine 'rein' soziologische Zeitschrift, in den USA aber bringt allein die Soziologische Vereinigung 8 solcher Zeitschriften heraus, und ih-

re Gesamtzahl erreicht dort mehrere Dutzende. Soll bei uns erst 1989 das erste Hundert professioneller Soziologen mit Hochschuldiplom verabschiedet werden, so werden in den USA an 260 Fakultäten für Soziologie jedes Jahr 6000 Spezialisten ausgebildet. Grundkenntnisse in der Soziologie erwerben rund 90 000 Amerikaner."

Und schließlich entwickelt Tatjana Saslawskaja die Ansätze einer neuen marxistischen Theorie der Soziologie, die als wissenschaftliche Theorie frei von Doktrinen jeder Art sein muß. Sie schreibt: "Eine nicht weniger wichtige Aufgabe der Soziologie besteht darin, eine zuverlässige 'rückläufige Beziehung' bei der Leitung der Umgestaltung herzustellen. Denn die Fassung eines Beschlusses — sei er auch der richtigste und notwendigste — durch die höchsten Leitungsorgane, stellt ja bei weitem nicht den letzten, sondern eher den ersten Schritt bei der Umgestaltung der Wirklichkeit dar."

Die Konsequenzen dieser Aussagen sind nicht abzusehen. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* hat den Prawda-Artikel natürlich auch bemerkt und interpretiert. Man glaubt dort, lägen die Zahlen der Volkszählung der SU erst auf dem Tisch, werde es ein Erwachen geben.

Aber das ist Schnee von morgen. Wichtig ist allein die Frage von Tatjana Saslawskaja: Wovon haben wir bislang, wenn von der Sowjetunion die Rede war, eigentlich geredet? Walter Benjamin fand es bezeichnend für den Sozialismus — er berichtete darüber in seinem Tagebuch —, daß die Straßen in Moskau eng und dunkel seien. Er hatte Raskolnikow im Kopf und die Anschauung. Heute ist

Moskau eine großzügige, weiträumige Stadt, und jeder Liebhaber findet das typisch. Aber was ist noch typisch?

Die Zeitung *Unsere Zeit* (18.3.87) fragte Valentin Falin: "Die Weiterentwicklung der sozialistischen Demokratie soll auch zur Wahl von Betriebsdirektoren führen. Gibt die KPdSU damit den Anspruch auf, die führende Rolle in Staat und Gesellschaft zu spielen?" Das ist schon ohne Antwort eine interessante Aussage, denn die Wahl von Betriebsdirektoren ist für ein bürgerliches Verständnis tatsächlich unvorstellbar. Es ist eine explizit sozialistische Idee, weil nur unter sozialistischer Voraussetzung davon ausgegangen werden kann, daß Arbeiter am Gewinn ihrer Arbeit interessiert und darum auch zur Wahl ihres eigenen Leiters geeignet sein können. Valentin Falin versuchte der UZ das zu erklären: "Die Rolle der Partei in unserer sozialistischen Gesellschaft ist die politische Führung und nicht die administrative Leitung der Gesellschaft, das ist ein ganz großer Unterschied. Manchmal in den letzten Jahren und Jahrzehnten war dieser Unterschied nicht immer so klar. Das hat großen Schaden mit sich gebracht. Heute mißt die Partei der Tatsache großen Wert bei, daß jede gesellschaftliche Institution, jede staatliche Institution in der Sowjetunion ihre eigenen Funktionen ausübt ... Wir haben genug hochqualifizierte Kader, die Betriebe leiten, die Industriezweige leiten, die wissenschaftlichen Institutionen besser leiten als jeder Parteifunktionär, weil sie Sachverständige auf ihrem Gebiet sind." Worüber reden wir also, worüber haben wir geredet?

Die Wahrheit reduziert sich bei so

viel neuer Unkenntnis auf wenige historische Daten. Die Sowjetunion ist mit Abstand das größte Land der Erde. Die bürgerliche Phase ihrer Revolution war in Rußland im Vergleich zu den meisten westeuropäischen und amerikanischen Staaten zu kurz, als daß man an ihren Vorzügen hätte teilhaben können, man lernte nur ihre Nachteile kennen. Der Sowjetunion ist die Niederlage des Faschismus zu danken. Rußland hat als erstes Land der Welt eine sozialistische Revolution begonnen ohne jede Hilfe von außen. Revolution, Sozialismus und Patriotismus bilden darum hier eine Einheit, was vielleicht noch auf Jugoslawien, China, Kuba und Vietnam zutrifft. Die Sowjetunion ist wirtschaftlich autark. Sie ist an der internationalen Arbeitsteilung nicht beteiligt, nicht am Weltmarkt, auf den sie darum auch keinen Einfluß ausübt. Ökonomisch ist sie ein nationalistischer Staat, der ökonomische Internationalismus ist ihr fremd.

Die nun eingeleitete Phase der Revolution soll diese Enge sprengen, die auf die eigenen Ressourcen, auf die innere Arbeitsteilung beschränkte extensive Industrie soll von einer intensiven, international arbeitsteiligen Wirtschaft abgelöst werden. In irgendeiner Weise bedeutet das, ökonomische Beziehungen mit dem Kapital einzugehen, die nicht auf den Austausch von Gütern beschränkt sind, sondern in Teilbereichen eine gemeinsame kooperative Produktion umschließen. In aller Munde sind die sogenannten joint ventures, ein etwas verquerer Ausdruck, weil er das Kaufen und Verkaufen in den Mittelpunkt stellt; in Wirklichkeit aber geht es ums Produzieren. Über dieses Thema berichtet die *Neue Zürcher Zeitung* regelmäßig. Zuletzt (17./

18. Mai 87) schrieb dort der für Osteuropa zuständige Direktor der 'Generaldirektion des Schweizerischen Bankvereins', Guido Condrau: "Die Sowjetunion verfolgt mit der aktiven Förderung von Joint-venture-Projekten im Rahmen der wirtschaftlichen 'Perestrojka' im wesentlichen drei Ziele: (a) Vermehrung der Deviseneinnahmen, (b) Qualitätsverbesserungen und (c) eine optimale Auswertung technischer Errungenschaften. ... Westliche Unternehmen sind dann daran interessiert, außerhalb des eigenen Landes eine Produktionsstätte, entweder allein oder als Joint venture, zu errichten, wenn ihnen dies mindestens einen der folgenden Vorteile einbringt: (a) Ertragssteigerung durch eine sichere Investition, (b) Erschließung eines neuen Marktes, (c) Verbilligung der Produktionskosten durch billige lokale Arbeitskräfte."

Noch ist es offenbar nicht soweit, daß diese gegensätzlichen Interessen auf einen Nenner kommen können. Es sind erst wenige Firmen, die nach Zusammenarbeit in der Produktion suchen. Das besagt aber nichts über zukünftige Entwicklungen. Für die Sowjetunion sind außerdem die Versuche wichtiger, die eigenen Betriebe zu selbständiger Wirtschaftspolitik zu bewegen. Im *Argument* (2/87) schreibt Hansgeorg Conert: "Der in der Autofabrik 'VAZ' (Tolgiattigrad) und in einem Maschinen-Kombinat in Sumy (Ukraine) seit zwei Jahren erprobte und ab 1. Januar 1987 auf einige Industriebereiche ausgedehnte Übergang zu 'vollständiger Rechnungsführung' und Selbstfinanzierung der Umlauf- und Investitionsmittel, in dessen Folge u. a. die bisherige Quantitätsregulation von Gewinnabführung an den Staatshaushalt und im Betrieb verbleibendem

Gewinnanteil umgekehrt werden soll, ist für mich zentrales Element einer Reform des Wirtschaftssystems. ... Dieses Reformelement enthält eine — hier durchaus positive — Ambivalenz: wie in Jugoslawien auch, ist für die Konzeption 'Komplexbrigaden mit eigener Wirtschaftsrechnung' nicht eine in Richtung von 'Selbstbestimmung am Arbeitsplatz' weisende Intention anstoßgebend, sondern die Einsicht, daß Ressourcenökonomie, Rationalisierung der Arbeitsvollzüge und die geforderte enge Verbindung zwischen Entlohnung und Arbeitsresultat nur höchst unzulänglich durchzusetzen sind, wenn diese Handlungsorientierung nicht mit den unmittelbaren Interessen der Arbeiter verbunden werden kann. Das setzt aber die Gewährung von Entscheidungs- und Handlungsfreiräumen voraus, deren Nutzung die Überwindung von Apathie fördert und Motivationen und Fähigkeiten erzeugt, die weiterreichende Mitwirkungsansprüche ermöglichen. Kurz, 'technokratisch' motivierte Veränderungen der Arbeitsbeziehungen können durchaus partizipatorische Schritte erheischen und soziale Dynamik in Richtung ihrer Erweiterung auslösen."

Das dritte Element der Intensivierung, über das allerorten nachgedacht wird, ist ein Markt als Mechanismus des Warenaustauschs, der nicht vom Wohlwollen der Administration abhängt. In der Sowjetunion wird daran erinnert, daß vor Stalins Liquidierungen die Neue Ökonomische Politik (NÖP) Lenins einen solchen Markt ansatzweise geschaffen hatte, woran man heute anknüpfen könne. In *Sowjetunion Heute* (2/87) schreibt Lew Woskressenski: "Dadurch, daß das Gewicht auf administrative Leitungs-

methoden der Wirtschaft, auf Reglementierungen gelegt und das gesamte Instrument der Ware-Geld-Beziehungen und der materiellen Stimulierung unterschätzt worden war, wurden sowohl die Entwicklung des Landes gebremst als auch — gelinde gesagt — Stagnationserscheinungen bewirkt. Daher wurde es für notwendig erachtet, die Möglichkeiten des sozialistischen Marktes erneut zu durchdenken und praktisch zu nutzen. ... Heute können zum Beispiel auf eine gute Anordnung hin ganze Wagenzüge mit Paprika aus Moldawien und mit Weintrauben aus Aserbaidschan Kurs auf Moskau nehmen. Was aber geschieht morgen, wenn keine solche Anordnung gegeben wird? Und dabei gibt es auch noch viele andere Städte außer Moskau. ... Daher sprechen wir vom sozialistischen Markt, von der vorwiegenden Nutzung des gesamten Instruments der Ware-Geld-Beziehungen, die es ermöglicht, einen rationellen Wirtschaftsmechanismus zu schaffen, der sozusagen autonom wirkt. Es geht somit um einen Mechanismus, der vom guten oder schlechten Willen eines Menschen, vom Gesundheitszustand eines Leiters, vom Streß oder der mangelnden Energie eines jeden der Millionen Menschen unabhängig ist, von denen aber jeder auf seinem Platz durch Initiative und eigene Verantwortung den einheitlichen Rhythmus dieses Mechanismus gewährleisten muß. Darin besteht der Kern der tiefgreifenden Wirtschaftsreform."

Die ökonomische Revolution kann jedoch ohne Revolution des Überbaus nicht vonstatten gehen, insbesondere nicht ohne eine Revolutionierung des Rechtssystems. Der sowjetische Generalstaatsanwalt Alexander Rekunkow sagte am 25. 3. 87 in ei-

nem Interview mit der *Prawda*, daß der Justizapparat seinen Aufgaben noch in keiner Weise gerecht werden könne. Die Justiz der Sowjetunion ist im wesentlichen präventiv. Für die wirtschaftliche Beweglichkeit ist das ein Hemmnis. Es schließt Risikoentscheidungen aus. Joint ventures beispielsweise werden dadurch erschwert, daß die Sowjetunion kein Gesellschaftsrecht kennt.

Die mangelhafte Kodifizierung der Rechtsbeziehungen in der Sowjetunion ist aber nicht nur ein Problem für die Wirtschaft, es ist für jeden einzelnen ein Persönlichkeitsproblem. In der Zeitung *Unsere Zeit* vom 9. April dieses Jahres beantwortete Nikolai Palzew, Sekretär beim ZK des Kom-somol, des Jugendverbandes, die Frage nach dem Stand der Demokratisierung: "Hinter uns liegt eine stürmische und heiße Wahl- und Rechenschaftskampagne in den unteren Organisationen. Es gab einen spürbaren Aufschwung der politischen Aktivitäten, den Wunsch, das Wort zu ergreifen, mitzugestalten, zu handeln. Es gibt in vielen Bereichen, bis hinein in die Medien einen offenen Meinungsstreit. Das hatte allerdings auch negative Reaktionen zur Folge. Nicht wenige Menschen waren darauf nicht vorbereitet — auch unter den Erwachsenen."

"Nicht wenige Menschen waren darauf nicht vorbereitet." Auf den ersten Blick mag eine solche Aussage unbegreiflich erscheinen. Sie ist aber sehr begreiflich für ein materielles Demokratieverständnis. Das Pendant der extensiven Wirtschaftsweise ist die Annahme, menschliche Bedürfnisse seien eindeutig: Essen, Wohnen und Bildung für alle. Niemand darf von diesen menschlichen Grundbedürfnissen

ausgeschlossen werden. Beginnt die Wirtschaft sich aber zu intensivieren, beginnen die Differenzierungen, mit denen eine Gesellschaft in das Reich der nichteindeutigen, der unbekannten menschlichen Bedürfnisse eintritt. Es beginnt die Entdeckung des 'Faktors Mensch', wie man in der DDR gern sagt. Tatjana Saslawskaja schreibt dazu: "Man darf auch eine solche überaus wichtige Funktion der Soziologie wie Herausbildung eines sozialen Denkens bei den Menschen nicht vergessen. Die Aktivierung des menschlichen Faktors, die Überwindung der in der vergangenen Periode entstandenen sozialen Apathie — das ist die entscheidende Bedingung für den Erfolg der umgestaltenden Tätigkeit der Partei. Wir alle wissen, wieviel wissenschaftliche Kräfte und Mittel seinerzeit für die Suche nach Methoden zur Freisetzung und einer friedlichen Nutzung der Atomenergie aufgewendet worden waren. Indessen stellen die Freisetzung der sozialen Energie der Massen und ihre Lenkung in die für die Gesellschaft erforderliche Bahn eine Aufgabe dar, deren Tragweite nicht geringer ist, und die wohl nicht weniger kompliziert ist."

Für die Theorie des Marxismus-Leninismus, die nicht mit den Theorien von Marx und Lenin zu verwechseln ist, fangen hier die Probleme an. Jeder Versuch, den Marxismus mit psychologischen Individualitätstheorien zu verbinden, ist bisher gescheitert. Solange der Ort der Wahrheit ausschließlich die Organisation ist, bleibt der 'Faktor Mensch' ein Faktor. Wilhelm Pieck begründete den Ausschluß von Wilhelm Reich aus der KPD mit dem Satz: "Wir sind für die Produktion, ihr seid für die Konsumtion."

T.N.

Edward P. Thompson Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse

»Geschichte von unten«

Mit dem 1963 erschienenen *The Making of the English Working Class* wird dem deutschen Leser ein Werk zugänglich gemacht, das inzwischen zu den »klassischen« Texten der Sozialgeschichtsschreibung zählt: eine Monographie, die die Herausbildung der englischen Arbeiterbewegung durch ein immenses Quellenstudium in ein neues Licht gerückt und zugleich eine neue, folgenreiche Methode der Historiographie begründet hat: »history from below« (»Geschichte von unten«). Thompson beschreibt die Entstehung der englischen Arbeiterklasse aus den Volkstraditionen des 18. Jahrhunderts, den Erfahrungen der Arbeiter während der Industriellen Revolution, den Wertsystemen des plebejischen Radikalismus und des Luddismus bis in die Periode um 1830. Seine Darstellung orientiert sich nicht an den spektakulären »Staatsaktionen«, sondern an den Lebensverhältnissen der »armen und arbeitenden Schichten«. Thompson erzählt ihre gesellschaftlichen Biographien. An den Dokumenten ihrer »moral economy«, ihrer Lebensweise, entziffert er die Gewalt der agrarisch-industriellen Revolution und den damit verbundenen Einbruch der neuen kapitalistischen Verhaltensanforderungen. Thompson ist es gelungen, die historischen Wurzeln unserer heutigen Gesellschaft sichtbar werden zu lassen — und indem er zeigt, wie das, was jetzt ist, geworden ist, bietet er entscheidende Hinweise für eine Reflexion auf das, was werden könnte.

Leinen. 2 Bde. 1068 S., DM 78,- / es 1170. 2 Bde. 1068 S., DM 38,-

Suhrkamp

F 7020 E
017007772/00687/00003
HERRN
WOLFGANG ALSERS
PFALZBURGER STR. 72 A
1000 BERLIN 15 ###

geplant für
8-9/87
September

Thomas Neumann
Das Riesenspielzeug

Hagen Kühn
Die rationalisierte Ethik
Zur Moralisierung von Krise und Krankheit

Frank Unger
Auf der Suche nach einem neuen Amerika

Michael Otte
Hochhuth's Turing

Peter Furth
Überlegungen zu einer Phänomenologie der Enttäuschungen — IV

außerdem Texte von Michael Ben, Agnes Hüfner,
Wolfgang Krohn, Rafael de la Vega...

(ab 5. September)